Die Jesuiten-Beute.

Aus dem Holländischen

von

G. Jacke.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Die Jesuiten-Beute.

Dritter Theil.

Drittes Buch.

M a r c e l.

Erstes Kapitel.

Ein Brief.

„Vor wenigen Augenblicken starb Agathe, Aebtissin des Klosters der heiligen Ursula zu Helmfeld," schrieb Marcel, unmittelbar nachdem er von dem Sterbebette der Aebtissin auf dem Landgute des Doctor Bertrand wieder angekommen war; „die Aebtissin hatte seit geraumer Zeit Anfälle von Wahnsinn, in einem derselben verließ sie das Kloster und begab sich zu Pferde nach der Residenz; auf der Rückreise ist sie jedoch an den Folgen der Anstrengung und vor Ermüdung ohnmächtig geworden und gab hierauf in einer elenden Hütte oder Herberge, „zum schwarzen Roß" geheißen, ihren Geist auf.

„Doctor Bertrand war mit mir bei ihrem Tode zugegen — — — — — — — —*)

*) Wir lassen den folgenden Theil von Marcels Brief weg, weil er nichts Anderes enthält, als was wir unseren Lesern bereits im letzten Kapitel des zweiten Theils erzählt haben.

„Valerius, Baron von Stellenberg weiß also, daß das von Blanche von Hermannstein geborne Kind lebt, aber glücklicher Weise war der Ort, wo dasselbe sich befindet, auch der Aebtissin unbekannt. — Es würde nicht schwer zu beweisen sein, daß die Aebtissin sich im Zustande des Wahnsinns befand, als sie Valerius das Geheimniß von der Existenz seines Kindes mittheilte. Inzwischen hat der Baron von Stellenberg gar zu viel Ursache, die von der Aebtissin ihm gemachte Mittheilung für Wahrheit und keinesweges für einen Ausfluß ihres Wahnsinns zu halten. Vermuthlich wird er sich an den Doctor Bertrand wenden und diesen zwingen wollen, ihm den Ort zu nennen, wo sich das Kind befindet. —

„Dies würde jedoch wenig Besorgniß erwecken, wenn der Doctor Bertrand noch Derselbe wäre, wie früher; aber sein Betragen an dem Sterbebette seiner Mutter hat gezeigt, daß er aufgehört hat, ein unterwürfiges, eifriges und gehorsames Mitglied der Gesellschaft Jesu zu sein, so wie er früher stets genannt zu werden verdiente.

„Es fällt mir schwer,“ fuhr er fort, während ein falsches Lächeln bei dem Schreiben dieser Worte sich über sein häßliches Gesicht ausbreitete; „es fällt mir schwer, einen Mann anklagen zu müssen, dem ich durch die Bande der Freundschaft auf's Engste verbunden bin; aber wenn die Pflicht gebietet, muß die Freundschaft

schweigen, und ich sehe mich genöthigt, hier ohne Rückhalt zu erklären, daß es mir scheint, als ob Doctor Bertrand unserem Orden gefährlich werden könnte, wenigstens insofern, als es die Wiedereinführung desselben in Hermannstein betrifft.

„Es wäre in der That beklagenswerth, wenn ein Mann von so vielen Talenten, Kenntnissen und so vielem Einfluß, wie der Doctor Bertrand, für unseren Orden verloren ginge, namentlich in gegenwärtiger Zeit, wo die Gesellschaft mehr denn je Männer nöthig hat, die mit hervorragenden Talenten und besonderen Geistesgaben versehen, Neigung fühlen, diese zu Ehren der Kirche und zum Nutzen unserer Gesellschaft anzuwenden.

„Der Grund der Theilnahmlosigkeit für unsere gute Sache muß bei Bertrand namentlich gesucht werden in dem Einflusse, den Mathilde la Vigne auf ihn ausübt. Mit dieser Frau ist er auf's Innigste verbunden und wie bekannt, hat sie eine Tochter von ihm, die ihn noch enger an sie knüpft.

„Mathilde la Vigne ist nicht ehrgeizig, sie lebt allein für ihn und für ihr Kind. — Sie würde sich glücklich schätzen, allein mit Bertrand auf einem entlegenen Dorfe, vergessen von der Welt, zu leben. — Wollen wir nun nicht, daß Doctor Bertrand für unseren Orden verloren gehe, so muß er von ihr entfernt werden. ...

„Demzufolge, was ich im Briefe meldete, würde

es von Wichtigkeit sein, wenn wir der Herzogin ein Frauenzimmer beigeben könnten, die das Vertrauen Ihrer Hoheit gewinnen und uns von dem, was am Hofe vorgeht, getreuen Bericht ablegen würde. Mathilde la Vigne scheint mir für diesen Zweck besonders geeignet.

„Der Baron von Stoll, so eifrig er auch unseren Interessen zugethan ist, ist uns jetzt von weit geringerem Nutzen, als zu Zeiten des Herzogs Franz III., mit dem er auf einem vertrauten Fuße lebte; deshalb fehlt uns Jemand, der uns Bericht erstattet über Das, was bei Hofe vorfällt.

„Ich glaube, daß wir uns in dem Baron von Osterloe, dem Gemahl der Herzogin, betrogen haben, wenigstens nach den Berichten des Baron von Stoll, die ungefähr so lauten:

„Der Baron beschäftigt sich mehr mit der Organisation des Heeres, als mit der Wiedereinsetzung unseres Ordens. Er zeigt sich wohl bereit, unsere Bestrebungen zu unterstützen, — aber dies ist nicht genug, er darf nicht ruhen, bis er seine Gemahlin überredet hat, uns die Erlaubniß zu ertheilen, den Orden im Herzogthum wiederherzustellen, sei es auf friedliche Weise oder nöthigenfalls durch Zwang.

„Zu diesem letzteren Mittel ist aber der Baron auf keine Weise zu überreden, er hat dem Doctor Bertrand erklärt, als dieser darauf antrug, daß die gethanen Versprechungen erfüllt und den Bedingungen nachge-

kommen würde, unter welchen wir die Heirath zwischen ihm und der Herzogin zu Stande gebracht haben: — „Ich habe versprochen, mich niemals der Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens im Herzogthum zu widersetzen, und so viel in meinem Vermögen stände, meine Gemahlin dazu zu bewegen; was ich versprochen habe, werde ich halten; ich werde durch Ueberredung es dahin zu bringen suchen, daß die Herzogin ihre Einwilligung giebt; aber Zwang werde ich nie gegen die Frau, die ich liebe, anwenden."

„Verschiedene Bittschriften sind der Herzogin bereits eingehändigt worden, unseren Orden wiederherzustellen; der Baron von Osterloe hat gethan, was er thun zu müssen glaubte, um die Gesuche sich eines guten Erfolgs erfreuen zu sehen; doch Alles vergebens, die Herzogin erklärt sich eben so hartnäckig gegen unsere Wünsche, wie weiland ihr Vater.

„Die Ursache hiervon ist bis jetzt ein Räthsel; denn welche Gründe kann Ihre Hoheit haben, sich der Erfüllung dieser Gesuche zu widersetzen, obgleich sie von ihrem Gemahl auf's Kräftigste unterstützt werden? — So viel uns bekannt, hat der Herzog niemals mit seiner Tochter über unseren Orden gesprochen, und doch kennen wir die Frau Herzogin zu gut, um nicht zu wissen, daß sie unser Gesuch nicht abschlagen würde, wenn sie dazu nicht überredet würde.

„Dieses Geheimniß zu entschleiern, würde es also

am Allernöthigsten sein, daß eine Frau ihr beigegeben würde, in die sie Vertrauen setzt.

„Wohl würden wir unsere Zuflucht zur Gewalt nehmen können und Ihrer Hoheit drohen, daß wir, wenn sie sich länger weigere, unser Gesuch zu bewilligen, die Existenz ihres Kindes bekannt machen würden; aber dies scheint mir ein gewagtes Spiel zu sein, und könnte vielleicht die Pläne, die wir für die Zukunft mit Siegfried, dem Sohne der Herzogin, haben, ganz zu Schanden machen.

„Es kommt mir zweckmäßiger vor, daß Mathilde la Vigne am Hofe der Herzogin eine Anstellung erhalte, während es ebenfalls erforderlich ist daß der Beichtvater Anselmus überredet werde, unsere Pläne zu begünstigen, oder daß man, wenn er sich weigern sollte, seinen Platz durch einen Priester aus unserem Orden besetze.

„Schwester Clara wird die verstorbene Aebtissin in ihrer Würde ersetzen; — ich glaube, daß es nöthig sein wird, eine der Klosterschwestern durch Versprechungen, ihren Wünschen gemäß, zu bewegen, ein wachsames Auge auf die Aebtissin zu haben, da es wohl möglich sein könnte, daß sie, nachdem sie einmal ihr Ziel erreicht, aufhören möchte, die Interessen unseres Ordens sich so zu Herzen zu nehmen, wie sie bisher gethan.“

Der Jesuit las noch einmal das Geschriebene aufmerksam durch.

„Ich weiß," sprach er, „daß er das Kind liebt, daß er an dem Weibe hängt; einen größeren Schmerz kann ich ihm also nicht bereiten, als wenn ich ihn von ihr und dem Kinde trenne. So will ich mich über die mir angethane Schmach rächen und seinen Ungehorsam strafen!"

Er versiegelte den Brief, und einige Augenblicke hernach ging ein Bote mit demselben ab.

Bertrand trat ein.

„Ich bin genöthigt, mein lieber Doctor, bis ich Antwort auf den soeben abgeschickten Brief erhalten haben werde, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen," sagte Marcel; „Frau Bertrand wird mir diese Gunst nicht verweigern," fügte er lachend hinzu.

Zweites Kapitel.

Die unerwartete Nachricht.

Reichlich zwei Wochen waren vergangen, als ein Brief an Marcel anlangte. Der Pater hatte sich seinen Aufenthalt in der Wohnung der Frau Bertrand zu Nutze gemacht und sich ganz und gar in das Vertrauen Mathildens eingeschlichen; zuweilen, wenn er mit ihr in ein vertrauliches Gespräch vertieft war, wenn ihre schönen Aug.n ganz ohne Argwohn auf ihm hafteten, fühlte er, der sonst so kalte und gegen alle Liebe gleichgiltige Jesuit, einen heftigen Neid gegen Bertrand in seinem Innersten entbrennen, er mißgönnte Diesem das Glück, eine so schöne Frau zu besitzen, und fühlte eine höllische Freude bei dem Gedanken, wie schmerzlich es für Bertrand sein werde, von dieser Frau gerade um die Zeit getrennt zu werden, wo er glaubte, ein ruhiges häusliches Glück schmecken zu können.

„Mein lieber Bertrand,“ sprach Marcel zu diesem, als er sich mit dem Doctor allein befand, „es thut mir leid, Ihnen eine Nachricht mittheilen zu müssen, die Ihnen vielleicht unangenehm sein wird, so ehrenvoll sie übrigens für Sie sein muß, und so deutlich sie beweis't, welche besondere Wichtigkeit der Orden Ihnen beilegt.“

„Der Orden hat mich stets bereit gefunden, ihm in Allem zu gehorchen, und nach Kräften den Befehlen nachzukommen, die er mir ertheilte,“ antwortete Bertrand. „Ich habe dies gezeigt in der Handlungsweise, die ich, stets mit Beiseitesetzung der kindlichen Liebe, gegen die Aebtissin des Klosters der heiligen Ursula beobachtet. Nur einmal war ich den Befehlen des Ordens ungehorsam, als ich mich nämlich ihr als ihren Sohn zu erkennen gab, in einem Augenblicke, wo ich Die, der ich nächst Gott das Leben schulde, der schrecklichsten Angst und dem heftigsten Seelenleiden hingegeben sah; als ihr Mund sich aufthat, um mir zu fluch n, brachte die Stimme der Natur die der Pflicht zum Schweigen; der heilige Ignatius thue Fürbitte für mich wegen dieser Uebertretung! Jetzt, da meine Mutter nicht mehr ist und ich entbunden bin, eine Rolle zu spielen, die so oft mein Herz bluten machte, fühle ich mehr wie je das Geschick in mir, dem Orden zu dienen; ich bin von der Idee beseelt, daß unsere Gesellschaft von Gott selbst gestiftet, und daß eine jede That, die zur Förderung der Blüthe und des Heils unserer Gesellschaft geschieht, ein

Gott und der heiligen Jungfrau wohlgefälliges Werk ist, an das unser ewiges Heil auf's Genaueste gebunden."

Marcel blickte mit seinen grauen Augen den Jesuiten aufmerksam an, als wolle er sich Gewißheit verschaffen, ob Bertrand in seinem Innern von dem überzeugt sei, was sein Herz sprach.

„Es freut mich, Sie so sprechen zu hören," sagte Marcel, „da mir dies Gewißheit giebt, daß die Nachricht, die ich Ihnen mitzutheilen habe, weniger unangenehm für Sie sein wird, als ich glaubte."

„Und diese Nachricht ist?" frug Bertrand.

„Daß der Orden Ihnen einen neuen Wirkungskreis eröffnet hat. Die Mittheilung, welche die verstorbene Aebtissin dem Baron von Stellenberg gemacht hat, kann nachtheilig auf unsere Pläne, hinsichtlich der Wiedereinführung des Ordens im Herzogthume, einwirken, wenn nicht bei Zeiten Maßregeln getroffen werden. — Der Baron von Stellenberg ist jetzt vollkommen davon überzeugt, daß Sie ihn hintergangen haben, und wird keine Gelegenheit versäumen, sich für den ihm gespielten Betrug zu rächen."

Bertrand lächelte verächtlich.

„Er wird nicht ruhen, bis er von Ihnen den Ort erfahren hat, wo sich sein Kind befindet. Die Aebtissin hat Sie in Ihrer wahren Gestalt geschildert, als einen geheimen Abgesandten der Jesuiten, mit Vorkehrungen

zu Wiedereinführung der Jesuiten im Herzogthume beauftragt. Der Baron von Stellenberg wird, wenn Sie hartnäckig bei der Weigerung beharren, ihm den Aufenthaltsort seines Kindes mitzutheilen, nicht verfehlen, Ihren Plan bekannt zu machen.

„Sie kennen die Denkweise Ihrer Hoheit in Bezug auf uns, und ohngeachtet des Ansehens, in welchem Sie bei dem verstorbenen Herzog standen, wird Sie sie aus dem Herzogthum verbannen und strengere Maßregeln gegen den Aufenthalt der Mitglieder unserer Gesellschaft treffen lassen, als bisher geschehen. Ihre Entfernung ist dann, wie Sie selbst einsehen werden, höchst nachtheilig, das Interesse unseres Ordens verlangt also, daß Sie das Herzogthum freiwillig verlassen, ehe Sie vielleicht dazu gezwungen werden.

„Dieser Brief," fuhr Marcel fort, indem er Bertrand einen Brief einhändigte, „wird Ihnen zeigen, daß es des Generals ausdrücklicher Wille ist, daß Sie binnen vierzehn Tagen dies Herzogthum verlassen und sich nach Petersburg begeben, wo Ihnen ein mir unbekannter Wirkungskreis angewiesen werden wird."

„Nach Petersburg?" wiederholte Bertrand und las flüchtig den Brief durch.

„Ich habe Ihnen noch mehr zu sagen," fuhr Marcel fort; „die Nachrichten, welche ich erhielt, haben mich die Nothwendigkeit einsehen lassen, eine Frau bei der Herzogin anzustellen, die, während sie unser Vertrauen

genießt, dazu geschickt ist, auch das der Herzogin zu gewinnen und einigen Einfluß bei Ihrer Hoheit sich zu erwerben.

„Eine derartige Frau ist nicht leicht zu finden,“ fuhr Marcel fort; „erstens muß sie mit den Gebräuchen der großen Welt bekannt und von einer nicht unangesehenen Geburt sein; zweitens müssen wir die feste Ueberzeugung von ihrer Treue haben; sollte es uns nun auch glücken, eine solche zu finden, wie fangen wir es dann an, sie bei der Herzogin anstellen zu lassen?“

„Lassen Sie mich nur für alles Dies sorgen!“ antwortete Bertrand, nachdem er einige Augenblicke in tiefem Nachdenken dagestanden.

Der Ton, in dem er dieses sprach, verrieth, zu Marcels großem Erstaunen, keinen Schmerz, sondern vielmehr Freude.

„Ich werde gehorchen,“ fuhr Bertrand fort; „binnen vierzehn Tagen werde ich das Herzogthum verlassen haben und wird eine dem Zwecke völlig entsprechende Frau gefunden sein, um bei der Herzogin angestellt zu werden.“

„Und diese Frau, wer sollte das sein?“

„Mathilde la Vigne, oder, wenn Ihr lieber wollt, Frau Bertrand!“

Verwundert blickte Marcel den Doctor an; es ärgerte ihn, daß der Pfeil, mit dem er Bertrand hatte

durchbohren wollen, wie gegen einen stählernen Harnisch abprallte.

„Geschäfte rufen mich diesen Abend in die Residenz,“ sagte Marcel, „ich werde Frau Bertrand für die mir erwiesene Gastfreundschaft danken und dann abreisen. Thut es Ihnen nicht leid, Doctor, von ihr und der kleinen Diana getrennt zu werden? — Mathilde vereinigt Alles in sich, was schön, gut und liebenswürdig ist, und Diana ist ein Engel. In der Mitte einer solchen Familie möchte man alles Uebrige fahren lassen; mich däucht, nichts könnte Ihnen erwünschter sein, als hier Ihre Tage in Ruhe zu verleben.“

„Die Pflicht geht über Alles,“ antwortete Bertrand kalt, „und wo das Interesse des Ordens spricht, schweigt das eigene. Der Orden befiehlt, ich muß gehorchen, das ist genug. — Der Jesuit hat keine Freunde, kein Vaterland, keine Eigeninteressen, seine Brüder sind seine Freunde; da, wohin er geschickt wird, ist sein Vaterland, und das einzige Interesse, das er kennt, ist die Wohlfahrt der Gesellschaft, die zu fördern sein einziges Streben ist.“

„Es ist vergebens, daß er so zu mir spricht,“ dachte Marcel, „ich weiß, daß es ihm schmerzlich ist, Frau und Kind zu verlassen, und giebt er sich auch Mühe, unter dem eiskalten Aeußeren seinen Schmerz zu verbergen.“

Marcel verließ das Landhaus der Frau Bertrand.

Als er fort war, heftete Bertrand seine Augen auf Mathilde und Diana.

Bei dem Anblicke dieser beiden Wesen, die er so lieb hatte, wurden seine Augen feucht und er sprach bei sich selbst:

„Es ist sehr hart, Die verlassen zu müssen, die man liebt!“

Als es Nacht geworden war, schlich sich der Jesuit in Mathildens Schlafgemach. Vor dem Bette, in dem die schöne Frau, und neben ihr Siegfried schlummerte, stand eine Wiege mit seidenen Vorhängen und einer grünsammetnen Decke.

Es war eine schöne Nacht, kein Windzug bewegte das Laub der Bäume, tausend Sterne funkelten am Himmelszelt, und das Mondlicht drang durch die seidenen Vorhänge, die vor den Fenstern des Schlafgemachs in reichen Falten herabhingen.

Der Jesuit schob einen der Vorhänge zur Seite, und das bleiche Mondenlicht drang heller durch die Fensterscheiben.

Namentlich beschien der Mond die Wiege, in welcher Diana lag; Marcel hatte sie einen Engel genannt, Marcel hatte nicht zu viel gesagt.

Hättet ihr die kleine Schläferin gesehen, ihr hättet euch nicht enthalten können, einen Kuß auf den kleinen Rosenmund zu drücken, auf die purpurnen Lippen, die wie die Blätter einer halb aufgebrochenen Rose sich

schlossen. — Ihr hättet die zarten Wangen streicheln wollen, über welche der Schlaf ein hohes Roth verbreitet hatte, die schönen Haare, die auf das schneeweiße Kissen in reichen Locken herabfielen, durch eure Finger gleiten lassen, ihr würdet gewollt haben, daß die halbgeschlossenen Augenlider sich öffneten, um den Glanz der schönen braunen Augen bewundern zu können, die sie bedeckten.

Und das niedliche Händchen, das achtlos auf der sammetnen Decke lag, hättet ihr es schöner malen können, ihr Maler, die ihr mit eurem Pinsel Wunder der Vollkommenheit hervorbringt? Oder sollte der Meisel des Bildhauers im Stande gewesen sein, solch' ein Füßchen aus dem harten Marmor zu hauen, als das, welches sich unter der Decke hervorgewühlt hatte?

Der Jesuit beugte sich über die Schlafende und drückte einen leisen Kuß auf Diana's Stirn; dann kniete er an ihrer Wiege nieder.

„Wie sie schön ist!" sagte er. „Wie sollte nicht eine Krone auf dieser weißen Stirn glänzen müssen, eine Krone für Diana, für mein Kind! — Der heilige Ignatius sei gepriesen, daß ich mit den Vortheilen des Ordens auch die meiner Diana verbinden kann!"

Er faltete die Hände und betete:

„Herr Jesus Christus, und du, gesegnetste aller Frauen, heilige Maria! Ihr kennt meine Entbehrungen, meine Anstrengungen, meine Opfer, die ich ge-

bracht habe, um dem heiligen Orden, der durch den heiligen Ignatius auf eure Eingebung gestiftet worden ist, zu dienen und nützlich zu sein. — Freiwillig verlasse ich Die, die hier schlummern, und die mir lieb und theuer sind, um in der Fremde mich umherzutreiben. Um dem Orden nützlich zu sein, habe ich Rang und Größe von mir geworfen, und mich Hohn, Schmach und Verachtung Preis gegeben; ich, der ich Herr sein könnte, habe mich zur Sclaverei erniedrigt, und für dies Alles erbitte ich von euch eine einzige Gunst — eine Krone für Diana, eine Krone für mein Kind!"

Dann beugte er sich wieder über die Schlafende hin und in einem Anfall von Geistesverwirrung, gleich dem, von dem wir Zeuge waren, als er sich während des Gewitters mit der Herzogin in einer verfallenen Hütte allein befand, sagte er:

„Sie soll herrschen und eine Krone soll ihren Scheitel zieren, sie soll gebieten und man soll ihr gehorchen; — um ihres Vaters willen soll ihr eine Krone verliehen werden, und Große und Mächtige sollen sich vor meiner Diana beugen!"

Die laute Stimme des Sprechers hatte die kleine Schläferin aufgeweckt. Sie blickte um sich her, und als ihre Augen den Jesuiten trafen, zogen sich Falten über ihre weiße Stirn.

„Diana!" rief Bertrand, und reichte dem Mädchen seine Hand.

„Nein," sprach die Kleine, „nein! Ich bin böse auf Dich, Du hast mich in meinem Traume gestört, und der Traum war so schön, ich war so glücklich!"

„Und was träumte Dir denn?"

„Das will ich Dir nicht erzählen, weil Du mich gestört hast." — Und sie kehrte dem Jesuiten den Rücken mit einem Schmollen, dessen eine achtzehnjährige Kokette sich nicht zu schämen gehabt hätte.

„Komm, Diana, auf mich mußt Du nicht böse sein," bat Bertrand. „Erzähle mir Deinen Traum, Du kleine Prinzessin!"

„Prinzessin? Ha! Du weißt also, was ich träumte?" rief Diana verwundert aus.

„Nein!"

„Weil Du mich Prinzessin nennst," sprach Diana weiter, „darum will ich Dir auch meinen Traum erzählen; jetzt höre, Oncle!"

„Aber sprich leise, Diana, damit der Schlaf Deiner Mutter nicht gestört werde."

„So komm näher heran, Oncle, und ich will leise sprechen; Mutter darf auch nicht hören, was ich erzähle, sie würde mich auslachen und es nicht glauben wollen."

Der Jesuit setzte sich neben des Kindes Wiege, das sich emporrichtete und anhob:

„Mir träumte, daß ich groß war, so groß und schön wie die Dame, die ein paar Male hier gewesen

ist, und die dann Siegfried immer so küßt und herzt; ich wohnte in einem prächtigen Pallaste, so prächtig, daß ich es nicht sagen kann, — Alles war von Gold und Silber — und eine Menge Herren und Damen, Eine immer feierlicher angethan wie die Andere, verneigten sich vor mir, wenn ich vor ihnen vorüberging, und nannten mich Ihre Hoheit.

„Ich selbst war am Schönsten und Kostbarsten von Allen angethan, ich trug einen Mantel mit Hermelin gefüttert. — Die Herren und Damen verließen das Zimmer, und dann näherte sich mir ein Jüngling, der eine glänzende Uniform trug. Er bot mir seine Hand und geleitete mich über einen langen marmornen Corridor, worauf wir in eine Kirche gelangten, die schön mit Blumen ausgeschmückt war. — Vor dem Altar stand ein Armstuhl mit einem sammetnen Himmel, der mit goldgestickten Wappen verziert war. Ich nahm in dem Armstuhl Platz; dann fing die Orgel an zu spielen, und der Gottesdienst nahm seinen Anfang; ich kniete auf ein rothes sammetnes Kissen nieder, das mit goldnen Franzen besetzt war, und was dann mit mir vor ging, erinnere ich mich nicht genau; so viel weiß ich jedoch bestimmt, daß ich, als ich von dem Kissen mich erhob, eine kostbare Krone auf meinem Kopfe fühlte, die mit Perlen und Diamanten besetzt war." *)

*) Der Leser wolle sich nicht über einen so geregelten Traum bei einem noch so jungen Kinde wundern. Bertrand

„Eine Krone!“ wiederholte Bertrand. „Der Traum ist eine Offenbarung der Zukunft, der Himmel hat mein Gebet erhört!“

---

hatte der Kleinen verschiedene Male die Krönungsfeierlichkeiten der Herzogin von Hermannstein erzählt, welche Erzählung sie stets mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte — daher vielleicht dieser Traum.

Drittes Kapitel.

Die Mittheilung eines Planes.

„Ich muß!“ wiederholte Bertrand noch einmal, „ich muß, Mathilde! Ich muß Mächten gehorchen, die Du nicht kennst, und so schmerzlich es mich auch berührt, wieder von Dir mich trennen zu müssen, so kann ich doch den mir gegebenen Befehlen nicht ungehorsam sein.“

„Aber wer hat das Recht, Dir zu befehlen?“ frug Mathilde, „und wem kannst Du Gehorsam schuldig sein.“

„O! Frage mich das nicht, Mathilde! Wenn man hoch steigen will, muß man sich erst zuweilen wie ein Wurm krümmen. ...“

„Wozu das Alles?“ frug Mathilde. „Ist die Stellung, die Du in der Gesellschaft einnimmst, nicht

angesehn? Deine Kenntnisse werden allgemein gerühmt, überall läßt man Dir das größte Lob zu Theil werden; geschieht es, um noch einen Ritterorden zu bekommen, daß Du mich verlassen willst?“ Bei diesen Worten spielte sie, stolz den Blick darauf werfend, mit dem Großkreuz des Hermannstein'schen Ordens, das an einem blau und rothen Bande um Bertrands Hals hing.

„Nein, Mathilde, so thörigt bin ich nicht,“ antwortete er, „aber ich will meiner Diana, unserm Kinde eine glänzende Zukunft sichern, darum arbeite ich, darum versage ich mir so Vieles.“

„Wird Deine Abwesenheit von langer Dauer sein?“ frug Mathilde.

„Hierauf kann ich Dir mit Gewißheit nicht antworten.“

„Und ... und die Vollziehung unsrer Heirath,“ stammelte Diana, den Doctor bitter und zugleich ängstlich ansehend.

„Lieben wir einander denn nicht eben so zärtlich, eben so aufrichtig, als ob wir durch einen Priester verbunden wären? Sind wir darum minder glücklich? Doch beruhige Dich, Mathilde, noch eine kurze Zeit, und dann werde ich Deinen Wunsch erfüllen; vertraue meinen Versprechungen; oder glaubst Du, daß ich je dulden würde, daß man meiner Diana ihre uneheliche Geburt vorwerfen könnte?“

„Ich weiß, daß Du mich liebst, Bertrand, daß Du Dein Versprechen halten wirst, und ich frage nicht nach den Gründen, die Dich bis jetzt davon abhielten; aber Du kennst meine Eltern, meine Lage; ohne Deine angetraute Gattin zu sein, darf ich sie nicht wiedersehen; ohne eine Heirath gibt es keine Verzeihung, keine Aussöhnung zwischen ihnen und mir!“

„Sei ruhig, Matthilde! Ich werde Dir eine Freundin verschaffen, deren mächtige Fürsprache eine Versöhnung zwischen Dir und Deinen Eltern zu Stande bringen wird, noch bevor der Priester unsere Ehe eingesegnet hat. — Ich will nicht, daß Du hier in der Einsamkeit Deine Tage hinbringen sollst — nein, Mathilde, ich habe eine bessere Bestimmung für Dich ausgewählt; Du sollst mit Diana dies einsame Landhaus verlassen, und Deinen Aufenthalt bei einer Freundin nehmen, die Dich gern als ihren Gast aufnehmen wird.“

„Eine Freundin?“ frug Mathilde verwundert, „habe ich, um Dir zu folgen, nicht Alles verlassen, Vaterland, Verwandte, Freunde? Ich sage dies nicht, um Dir Schmerz zu bereiten, oder aus Reue, sondern weil ich nicht weiß, wen ich hier meine Freundin nennen soll. In diesem Herzogthume kenne ich Niemanden, so wenig, wie ich bekannt bin, und Du sprichst mir von einer Freundin, die mich als ihren Gast aufnehmen soll.“

„Hast Du denn Siegfrieds Mutter vergessen?“ frug Bertrand.

„Louise Duranger?“

„So nennst Du sie, weil Du ihren wahren Namen nicht kennst, Mathilde. Ich verlasse mich auf Deine Verschwiegenheit, und darum will ich Dir ein wichtiges Geheimniß entdecken, ein Geheimniß, das nur Wenigen bekannt ist. Versprich mir, dies Geheimniß bewahren zu wollen; denn die Ruhe des Herzogthums Hermannstein hängt vielleicht davon ab.“

„O! Solch ein Geheimniß will ich nicht kennen, Bertrand! Behalte das Geheimniß für Dich; ein unbedachtsames Wort könnte dasselbe verrathen; ich bin nur ein Weib!“

„Mathilde, es ist nothwendig, daß Du dies Geheimniß erfährst; wenn ich Dich nicht kennte, würde ich es Dir nicht entdecken, aber ich setze Vertrauen in Dich, und verlange von Dir daher weder Eid, noch Gelöbniß.“

Bertrand nahm Mathildens Hand in die seine; die Hand zitterte.

„Louise Duranger, Siegfrieds Mutter,“ fuhr er fort, „ist keineswegs die Frau, die Du in ihr zu sehen glaubst; sie trägt einen schönern, glänzenderen Namen ... Blanche von Hermannstein — die Beherrscherin dieses Herzogthums.“

„Großer Gott!“ rief Mathilde. „Und Siegfried?“

„Ist ihr Kind ...“

„Von ihr und von Adolph, Baron von Osterloe, dem Gemahl Ihrer Hoheit?“

„Nein, aber mehr kann und darf ich Dir jetzt nicht sagen; es genüge Dir zu wissen, daß Louise Duranger, Siegfrieds Mutter, Niemand anders ist, als die regierende Herzogin.“

„Warum hast Du mir das nicht früher gesagt?“ frug Mathilde. „Ich würde dann die Herzogin, wie es ihrem Range gebührt, empfangen, und mich wohl gehütet haben, so vertraulich mit Ihrer Hoheit zu sprechen, wie ich dies mit Louise Duranger thun zu können glaubte.“

„Ich durfte Dir früher das nicht sagen, was ich Dir jetzt entdeckt habe,“ sagte Bertrand und fügte lächelnd hinzu: „Nun denn, Mathilde, was sagst Du von der Freundin, die ich für Dich ausgewählt habe?“

„Ich verstehe Dich nicht, Bertrand, die Frau Herzogin sollte? ...“

„Die Frau Herzogin soll Deine Freundin sein,“ wiederholte Bertrand, „eine Freundin, die vor Dir eben so wenig ein Geheimniß haben wird, als Du es vor ihr haben darfst; sie wird durch ihren vielvermögenden Einfluß, eine Versöhnung zwischen Dir und Deinen Eltern und Verwandten zu Stande bringen. ...“

„Wird sie das ..., wird sie das?“ ... wiederholte

Mathilde. „Möge Gottes bester Segen ihr dafür zu Theil werden!“

„Sie wird noch mehr, Mathilde, sie wird für Diana's Zukunft Sorge tragen ...“

„Und mich als ihren Gast in ihrem Hotel in der Residenz oder auf dem Schlosse Hermannstein aufnehmen?“

„Wie ihre Freundin!“ ... antwortete der Jesuit.

„Aber ich bin gänzlich mit dem Hofleben unbekannt, die Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten, die dort herrschen, sind mir ganz fremd, ich werde mich lächerlich machen.“

„O! Fürchte nichts, Mathilde! Du bist schön, und eine schöne Frau ist überall an ihrem Platze, namentlich bei Hofe, und besonders wenn sie Freundin der Sonne ist, um welche die Andern sich wie Planeten bewegen. Bei Hofe brauchst Du weniger die Etiquette zu beobachten, wie in der sogenannten großen Welt, man ist dort freier, ungezwungener. An Dir wird man keinen Fehler auszusetzen finden, weil Du schön und die Freundin der Herzogin bist. — Begehst Du einen Mißgriff gegen die Regeln des Hoflebens, so wird man das mit dem Namen Originalität stempeln; jeden unpassenden Ausdruck wird man Naivetät nennen. — Bei Hofe hat man für jede Sache zweierlei Namen, von denen man nach den Umständen Gebrauch macht.“

Was Bertrand Mathilden mittheilte, machte eine

ganz andere Wirkung auf sie, als er sich vorgestellt hatte; statt es mit Freude zu vernehmen, verbreitete sich ein Ausdruck von Täuschung über ihr Gesicht.

„Sollte es nicht besser sein, wenn ich hier bliebe, und in ruhiger Zurückgezogenheit auf Deine Rückkehr wartete? Hier, abgesondert von der Welt, lebe ich glücklich für Diana und Siegfried! Hier kann ich ungestört an Dich denken, Bertrand! Ich trage kein Verlangen nach der Größe, zu der Du mich führen willst.“

„Aber Du lebst nicht allein für Dich, Mathilde, auch für Diana, Dein Kind!“ sagte er etwas verdrießlich. „Denke daran, daß die Freundschaft der Herzogin eine Versöhnung zwischen Dir und Deinen Eltern zu Stande bringen wird, nicht zu gedenken, daß Du in Ihrer Hoheit eine Freundin finden wirst, der Du Dein Herz aufschließen kannst, die Dich über meine Abwesenheit trösten wird.“

„Es ist also Dein Wunsch, Bertrand, daß ich dies Landhaus verlassen und mich an den Hof der Herzogin begeben soll; wie sollte ich mich da weigern können, diesem Deinem Wunsche zu willfahren?“

„Siegfried aber muß der Sorge Anderer anvertraut werden,“ sagte Bertrand; „die Existenz dieses Kindes muß jetzt wenigstens noch ein Geheimniß bleiben, es würde zu gefährlich sein, es mit Dir zu neh-

men; die mütterliche Zärtlichkeit der Herzogin könnte sie vielleicht verrathen."

Ein Wagen mit zwei Pferden bespannt, kam in diesem Augenblicke pfeilschnell den Weg herauf, der nach dem Landhause der Frau Bernard führte; so wenig der Kutscher, als der Diener, der hinten auf der Kutsche saß, trugen Livréen, und am Kutschschlage waren weder Namenschiffern noch Wappen sichtbar.

„Sieh', Mama, da kommt ein Wagen hierher gefahren!" rief Diana vergnügt in's Zimmer herein hüpfend.

Bertrand sah aus dem Fenster und erblaßte. „Schon jetzt, so unerwartet!" sprach er halblaut, und verließ eiligst das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Der Besuch der Herzogin.

Der Wagen hielt vor der Wohnung der Frau Bernard an, und eine junge Dame sprang heraus.

Ihre Kleidung hatte nichts Besonderes, sie konnte in jeder Beziehung einfach genannt werden, während ihr Gesicht durch einen grünen Schleier, der von einem kleinen italienischen Strohhute herabhing, bedeckt war.

Bertrand eilte der jungen Dame entgegen und führte sie herein.

Auf dem Corridor öffnete er die Thür eines Nebenzimmers mit den Worten: „Einen Augenblick! Vergönnen Sie mir eine Unterredung von wenigen Minuten, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen."

Bertrand führte die junge Dame in das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich.

Dann schlug die Dame ihren Schleier zurück, und, wie unsere Leser wohl auch bereits vermuthet haben, der Doctor sah das schöne Gesicht der Herzogin von Hermannstein.

„Nun denn, mein lieber Doctor," hob die Herzogin an, „lassen Sie uns denn hören, welche wichtige Nachricht Sie uns mitzutheilen haben. Fürwahr, es thut uns leid, daß wir uns vergebens Mühe gegeben haben, Sie bei uns zu behalten ..."

„Vergeben mir Ihre Hoheit, daß ich mir erlaube, Ihnen in die Rede zu fallen; wie ich Ihnen früher zu erkennen gab, sehnte ich mich nach Ruhe, und wünschte mich deswegen vom Hofe zu entfernen; ich glaube jedoch, mich in meiner Erwartung getäuscht zu haben, — doch davon, wenn Ihre Hoheit es erlauben wollen, später ... diesen Augenblick befinde ich mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, Ihrer Hoheit eine unerfreuliche Mittheilung machen zu müssen."

„Es betrifft doch nicht mein Kind, meinen Siegfried?" frug die Herzogin ängstlich.

„Nein, Ihre Hoheit," gab Bertrand zur Antwort, „aber Frau Bernard hat die Entdeckung gemacht, daß Louise Duranger ..."

„Die Herzogin von Hermannstein ist," fiel Ihre Hoheit ihm lachend in's Wort. „Nun, beunruhigt Sie das?" Doch sich plötzlich besinnend, fuhr sie fort: „Was hat Anlaß zu dieser Entdeckung gegeben?"

„Durch Zufall war sie Augenzeuge der letzten Jagdparthie, bei der Ihre Hoheit zugegen waren; bei der Gelegenheit sah sie Ihre Hoheit, und erkannte in Ihnen Siegfrieds Mutter.“

„Und sie hat diese Entdeckung Niemandem mitgetheilt?“

„Niemandem als mir, der ich vielleicht in einem engern Verhältnisse zu ihr stehe, als Ihre Hoheit wohl vermuthen möchten.“

„Ist sie Ihre Schwester?“ frug die Herzogin.

„Sie ist mehr, Ihre Hoheit, sie ist meine Gattin!“

„Ihre Gattin!“ rief die Herzogin verwundert aus.

„Ja! Aber dies ist ein Geheimniß, das ich Ihrer Hoheit später mittheilen zu können glaube, da gewichtige Gründe mich jetzt abhalten, es zu thun. Jetzt jedoch ersuche ich Ihre Hoheit, mir wegen eines wichtigen Gegenstandes auf einige Augenblicke Gehör zu geben.“

„Sprechen Sie ohne Umwege, Bertrand, wie Sie stets gewohnt waren, es mit uns zu thun, wir gestatten Ihnen gern diese Freiheit.“

„Wohlan denn! Ist es Ihrer Hoheit bekannt, daß die Frau Aebtissin des Klosters der heiligen Ursula gestorben ist?“

„Wir glauben etwas hierüber vernommen zu haben; die Aebtissin muß, nachdem sie in einem Anfall

von Wahnsinn dies Kloster verlassen hatte, unterwegs gestorben sein."

„Das ist nicht Alles," entgegnete Bertrand, „in ihrem Wahnsinne hat sie sich nach der Residenz begeben, und dort den Baron von Stellenberg gesprochen."

„Valerius ..." rief die Herzogin erbleichend ... „und ..."

„Sie hat ihm Alles entdeckt, — Valerius von Stellenberg weiß, daß sein Sohn lebt. ..."

„Großer Gott, das schändliche Weib. ..."

„Sie war wahnsinnig," sprach Doctor Bertrand ernst, „sie ist nicht mehr, und von einem Todten Uebles zu sprechen, bringt selten Glück!"

„Hat sie ihm den Ort genannt, wo sich das Kind befindet?"

Bertrand wußte das Gegentheil, doch sagte er: „Ich habe allen Grund, dies zu vermuthen."

Die Herzogin schwieg, und zupfte an den Kanten ihres Taschentuches — ein unverkennbares Zeichen von Aerger bei der hohen Frau. Endlich ungeduldig werdend, da Doctor Bertrand im Schweigen verharrte, sagte sie: „So geben Sie uns denn doch einen Rath, Doctor, wie wir uns in dieser Sache zu benehmen haben; Valerius von Stellenberg hat uns Rache geschworen, diese Entdeckung würde ihm sichere Waffen gegen uns in die Hand geben. Was soll ich thun, Bertrand, Sie sind

der Einzige, dessen Rath ich in dieser Sache anrufen kann.“

Bertrand gab mit seiner gewöhnlichen Ruhe zur Antwort: „Ich habe bereits einen Plan entworfen, den ich Ihrer Hoheit morgen, wo ich nach Hermannstein zu gehen gedachte, mitgetheilt haben würde; da sich Ihre Hoheit jetzt hier befinden, werde ich es jetzt thun.

„Ohne Zweifel werde ich der Erste sein, an den Valerius von Stellenberg sich wendet, um Nachrichten über sein Kind einzuziehen; was soll ich ihm antworten? Dabei verharren, daß das, was die Aebtissin ihm entdeckt, blos eine Ausgeburt ihres Wahnsinns gewesen? Dazu wird er, wie ich befürchte, nicht zu überreden sein, und welche Bürgschaft haben wir denn, daß Valerius von Stellenberg die Sache nicht auf's Aeußerste treiben wird? Um diesem zuvorzukommen, ist meine Entfernung von hier das zweckmäßigste Mittel; daher habe ich das Anerbieten einer Stelle als Leibarzt bei einem russischen Großen angenommen, und begebe mich in wenigen Tagen nach Petersburg, um dort so lange zu verweilen, bis das Ungewitter sich vertheilt hat. Ich brauche Ihrer Hoheit nicht erst zu sagen, wie schwer es mir fällt, dies Herzogthum mit Zurücklassung meiner Gattin und meines Kindes, Diana's, zu verlassen ... aber ich habe einmal geschworen, mein Glück dem Ihrer Hoheit aufzuopfern und was ich einmal ge-

schworen habe, werde ich halten. Wenn ich dies Herzogthum verlassen haben werde, wird Valerius von Stellenberg nicht mehr im Stande sein, bei mir eine Nachforschung wegen seines Kindes anzustellen; meine Entfernung ist also nöthig und daher gehe ich.“

„Aber wenn die Aebtissin ihm nun schon entdeckt hätte, wo sich mein Kind befindet ... aber, sie versicherten mich doch immer, Bertrand, daß die Aebtissin hiervon durchaus nichts wisse. ...“

„Die Aebtissin, eine schlaue und verschmitzte Frau wußte mehr, als wir vermuthen,“ antwortete Bertrand; „und ich sehe es keineswegs als unmöglich an, daß auch der Platz, wo Ihr Kind erzogen ward, ihr bekannt gewesen und daß sie ihn dem Baron von Stellenberg mitgetheilt; die Wichtigkeit der Sache erfordert, daß wir kräftige Maßregeln ergreifen, und eine der ersten muß die Entfernung Ihres Sohnes sein; jeder Augenblick, den er hier länger verweilt, würde für Ihre Hoheit gefährlich werden können. ...“

„Sollte Ihre Gattin Sie nicht nach Petersburg begleiten können, und ... dann ... nein, so weit will ich von meinem Sohne nicht getrennt sein. ...“

„Vergönnen Sie mir, Ihnen meinen Plan weiter zu entwickeln; jetzt da Frau Bernard, oder meine Gattin einmal weiß, daß die Mutter Siegfrieds die Herzogin von Hermannstein ist, können wir sie an unsern Plänen Theil nehmen lassen; es wird ihr nicht schwer

fallen, Leute zu finden, die dazu passend sind, die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen; sie kann das Kind für eine Waise ausgeben, deren Eltern entfernte Verwandte von ihr waren; Niemand wird hierin etwas Auffallendes oder Befremdendes finden."

„Ich billige diesen Plan durchaus, mein guter Bertrand, aber, daß ich nochmals eine Frage wiederhole, wird Ihre Gattin Sie nach Petersburg begleiten?"

„Das ist unmöglich! Ihre Hoheit werden später erfahren, weswegen das Verhältniß, in dem ich zu Mathilde la Vigne stehe, zuvörderst noch geheim bleiben muß; denn Ihre Hoheit sehen leicht ein, daß der Name Frau Bernard blos ein angenommener ist. Jetzt sei es mir vergönnt, Ihre Hoheit noch schließlich eine Maßregel vorzuschlagen, die mir von größter Wichtigkeit scheint, und die ich dennoch beinahe zögere, Ihrer Hoheit mitzutheilen, weil ich fürchte, daß dieselbe allzusehr den Schein habe, als ob eigenes Interesse sie mir in den Mund lege."

„Bertrand!" sagte die Herzogin mit leisem Vorwurf. „Welch' ein Argwohn! Sind wir denn nicht vollkommen von Ihrem uninteressirten Eifer, uns zu dienen, überzeugt, und haben Sie uns denn nicht schon die hinlänglichsten Beweise davon gegeben? Sprechen Sie frei heraus, und möchte Ihr Vorschlag auch für alle Anderen den Anschein annehmen, aus Eigennutz ent-

sprungen zu sein, wir sind vollkommen vom Gegentheil überzeugt."

„Ihre Hoheit!" hob Doctor Bertrand an: „Wir müssen als gewiß vorausschicken, daß die Aebtissin den Platz, wo Ihr Kind sich befindet, gekannt und dem Baron Valerius ihn entdeckt hat; in diesem Falle ist es nicht anders denkbar, als daß der Baron alle List in's Werk setzen wird, um bei Frau Bernard — wir wollen sie diesen Namen vorläufig behalten lassen — das zu erreichen, was ihm bei mir nicht würde gelingen können; dazu weiß Frau Bernard blos, daß Sie die Mutter Siegfrieds sind, ohne seinen Vater zu kennen. Ich bin der Meinung, daß es vorsichtig sein würde, ihr den Namen Valerius von Stellenberg zu verschweigen.

„Frau Bernard ist eine zartfühlende Frau, auf welche seinen Einfluß auszuüben dem schlauen Baron nicht viel Mühe kosten würde. Gewiß würde er bei ihr die Rolle eines betrübten Vaters spielen, und gerührt von seinem erheuchelten Schmerze, würde Frau Bernard vielleicht die Schwäche haben, ihm den kleinen Siegfried als seinen Sohn zu zeigen.

„Was hiervon die Folgen sein würden, brauche ich nicht zu sagen. — Es wäre darum wünschenswerth, daß Frau Bernard irgend eine Stelle bei Ihrer Hoheit bekleiden könnte; denn in Ihrer Nähe ist es Ihrer Hoheit möglich, alle ihre Handlungen zu beobachten.

Ich sage dies nicht aus irgend einem Mißtrauen gegen sie; aber in Ihrer Nähe wird es dem Baron von Stellenberg unmöglich sein, auf ihre Gutmüthigkeit Einfluß zu üben. — Valerius ist, wie Ihre Hoheit leider nur zu gut wissen, mit einer großen Menge von Schlauheit begabt; vielleicht, daß er alle ihre Wege und Handlungen beobachtet, und auf solche Weise nicht unbekannt ist mit den Besuchen, welche Ihre Hoheit dann und wann hier ablegen. Dadurch, daß Frau Bernard, wie eine alte Freundin, einen Platz an Ihrem Hofe erhält, bekommen die bis jetzt abgelegten Besuche ein ganz anderes Ansehen, und den Schein, als wenn Freundschaft sie hierher geführt hätte. Frau Bernard kann dann und wann Siegfried, die Waise, für deren Erziehung sie sorgt, zu sich kommen lassen, und auf diese Weise können Ihre Hoheit Ihren Sohn, so oft Sie wollen, sehen, ohne befürchten zu müssen, dadurch den geringsten Verdacht rege zu machen."

„Aber wenn Frau Bernard Siegfried mit sich brächte," sagte die Herzogin, „dann würde ich meinen Sohn stets unter meinen Augen haben. O Gott! Das wäre eine Seligkeit, ein Glück, größer, als ich es jemals geträumt habe!"

„Unmöglich!" rief Bertrand, in dem ihm so eigenthümlichen, festen Tone; „das würde Alles verrathen, und Valerius von Stellenberg auf die Spur bringen. Das Alter des Kindes, Ihrer Hoheit Anhänglichkeit an

dasselbe, die bei allen Ihren Handlungen durchblickt, und die Ihre Hoheit vergebens zu verstecken suchen würden — denn was spricht lauter, als das Herz einer Mutter — Ihre zärtliche Sorge für ihn, Ihre Leiden und Ihr Schmerz bei dem geringsten Uebel, das ihn überkommen könnte, dies Alles würde bald dazu beitragen, daß Valerius von Stellenberg in der vorgeblichen Waise seinen Sohn wieder erkennen würde."

„Ihr Rath ist vorsichtig, Bertrand, und ich danke Ihnen dafür; seien Sie versichert, daß ich mich glücklich schätzen werde, wenn ich Ihnen einmal meine Dankbarkeit beweisen, und Sie auf eine würdige Weise für die mir geleisteten Dienste belohnen kann." Als sie dies gesagt hatte, reichte sie dem Jesuiten die Hand, in dem sie einen uninteressirten Rathgeber, einen treuen Freund zu sehen glaubte.

Bertrand küßte die Hand ehrerbietig.

„Seien Sie Mathildens Freundin, beschützen Sie sie und Diana in meiner Abwesenheit! Möge Mathilde nicht blos dem Namen nach, sondern auch in der That Ihre Freundin sein und möge Diana in Ihrer Hoheit eine Beschützerin finden für die Dienste, welche ihr Vater das Glück hat Ihrer Hoheit zu leisten, und dieser wird sich mehr als hinlänglich belohnt sehen."

„Bertrand, unsere Unterredung ist zu Ende, ich heiße Eure Pläne gut; führen Sie mich jetzt zu mei-

ner neuen Freundin und zu Diana, die von jetzt an eine Beschützerin in mir gefunden haben."

Frau Bernard empfing die Herzogin mit jener Blödigkeit, die bei einer einfachen Bürgerstochter nicht ungewöhnlich erscheint.

Aber die Herzogin kam ihr freundlich entgegen; mit jener angenehmen Liebenswürdigkeit, die vornehmen Frauen angeboren ist, ergriff sie Mathildens Hand: „Frau Bernard," sprach sie, „ich hoffe in Ihnen eine Freundin zu haben, wie ich in Doctor Bertrand einen Freund besitze; seien Sie gegen mich ganz so, wie Sie es früher waren, als Sie mich nicht anders, denn als Louise Duranger kannten, offen und aufrichtig, so werden Sie mir am besten gefallen, und so wird unsere Freundschaft von Dauer sein."

Dann küßte sie Diana, und nannte sie ihre kleine Hofdame.

„Hofdame?" wiederholte Diana. „Werde ich denn an den Hof kommen?"

„Ja!" antwortete die Herzogin.

„Und kriege ich dann eine Krone?" frug die Kleine, „eine Krone, so wie die, von der ich so oft träume?"

„Eine Krone!" sagte die Herzogin wehmüthig — „Kind, verlange nie nach einer Krone, Du weißt nicht, wie schwer die wiegt."

„Sie wird Kraft haben sie zu tragen," sprach

Bertrand vor sich hin, „ihr wird keine Krone zu schwer sein.“ —

Dann küßte die Herzogin noch einmal die kleine Diana, drückte Mathildens Hand und eilte alsdann an die Wiege ihres Kindes.

Fünftes Kapitel.

Anselmus und Marcel.

Marcel bewohnte in der Residenz ein paar Zimmer in einem der vornehmsten Hotels. Er galt für einen Gelehrten, der, um Stoff für ein großes Werk zu sammeln, und demzufolge in den Bibliotheken Nachforschungen anzustellen, sich in der Residenz aufhielt.

Täglich brachte er einige Stunden in der großen herzoglichen Bibliothek zu, wo er mit den vornehmsten Gelehrten und Schriftstellern in Berührung kam.

Sein liebenswürdiger Umgang und seine nicht zu verkennende Gelehrsamkeit verschafften ihm alsbald eine Anzahl Freunde unter den angesehensten Männern der Hauptstadt, ja, der feine Jesuit wußte es so weit zu bringen, daß er bei Hofe empfangen und der Herzogin vorgestellt ward; mit Einem Worte, Marcel ward bald, ohngeachtet seines abstoßenden Aeußeren, eine wichtige

Person, und seine Gelehrsamkeit und Talente wurden himmelhoch erhoben.

Unter denen, mit welchen Marcel in freundschaftlichen Beziehungen stand, gehörte auch Anselmus, der Beichtvater der Herzogin.

Marcel schien namentlich eine genauere Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Pater zu suchen, und Anselmus fand sich nicht wenig geschmeichelt, daß ein Mann, der so allgemein geehrt ward, seinen Umgang suchte.

Schon verschiedene Male war Anselmus zu Marcel eingeladen, und da dieser mit freigebiger Hand einen besonders guten Wein schenkte, verfehlte Pater Anselmus nicht, jede Einladung, die von Marcel an ihn erging, anzunehmen.

Marcel rühmte namentlich die Gelehrsamkeit des Beichtvaters, und da Marcel der Einzige war, der dies je gethan, fing Anselmus wirklich an zu glauben, daß er wirklich einige Gelehrsamkeit besitze. Marcel wußte immer das Gespräch auf Gegenstände zu lenken, von denen er wußte, daß Anselmus einige Kenntniß davon besitze.

An einem gewissen Abende befand Anselmus sich wieder bei dem Jesuiten.

„Sagen Sie mir doch einmal, ehrwürdiger Herr,“ sprach Marcel, das Gespräch beginnend, „was ist das doch für ein altes Gebäude, das dort am Markte steht, und jetzt als Packhaus benutzt zu werden scheint? Der Baustyl zeugt von früheren Jahrhunderten; und nach

dem Steinbild im obern Giebel zu rechnen, das meiner Meinung nach den heiligen Ignatius vorstellt, scheint das Gebäude früher eine religiöse Bestimmung gehabt zu haben.“

„O! ich verstehe schon, was Sie meinen; das alte Haus am Markte mit den hohen Bogenfenstern und den kleinen Thürmen,“ antwortete Anselmus, „war eines der Profeß-Häuser der Jesuiten; jetzt dient es zum Packhaus und seine geräumigen Keller zu Weinniederlagen.“

„Die Jesuiten scheinen früher viel Besitz in diesem Herzogthume gehabt zu haben,“ bemerkte Marcel — „Jetzt scheinen keine mehr hier zu sein, ich habe wenigstens während meines Hierseins kein Wort von Jesuiten sprechen hören.“

„Das will ich wohl glauben!“ rief Anselmus, „aber früher hatten sie nicht wenig Gewalt. Der Großvater der jetzt regierenden Herzogin stand, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz unter ihrem Commando; sie waren es eigentlich, die das Herzogthum regierten; als aber Franz III. Herzog ward, da drehte sich das Blatt auf einmal; dieser war ein fixer Kerl, und zu sehr Soldat, um sich von den Jesuiten auf der Nase spielen zu lassen.“

„Franz III. war ein tapfrer Krieger,“ entgegnete Marcel, „ich habe oft mit Ruhm von ihm sprechen hören. Dies Glas seinem Andenken!“

„Ich danke Ihnen für diesen Toast, dem Andenken des bravsten Mannes auf der ganzen Welt geweiht," rief Anselmus mit Eifer, sein Glas bis auf den Grund leerend. „Hätten Sie ihn gekannt, nicht in der letzten Zeit, aber als er noch jung war, noch jung und voll Feuer und Leben, als er noch mit einem tüchtigen Pferde unter sich an der Spitze seiner Tapfern den Feind angriff! Beim heiligen Hubertus, das waren Zeiten; und die Soldaten etwas ganz Anderes, als die, welche wir jetzt haben, flinke Kerle, die sich nicht vor Tod noch Teufel fürchteten und nur drauf einhieben; sie wußten wohl nicht so viel aus den Büchern wie jetzt; aber was hat ein Soldat alle die Gelehrsamkeit nöthig? — — —"

„Lassen Sie uns bei unserem früheren Gespräche bleiben," fiel Marcel ihm in die Rede, „Sie sagten, daß Franz III. der Herrschaft der Jesuiten ein Ende machte?"

„Gewiß! Als sein Vater starb und er an die Regierung kam, glaubten die Jesuiten, es mit ihm machen zu können, wie sie es mit seinem Vater gemacht hatten; ja wohl, dazu hatten sie wohl Lust! Die Jesuiten hatten unter sich die Regierung vertheilt, alle Aemter und Bedienungen waren in ihrem Besitz, und der Herzog hatte so viel wie gar nichts zu befehlen. Dies gefiel dem guten Franz ganz und gar nicht; er gab auch Andern Theil an der Regierung, und er

nahm die Protestanten, die ihm mit ihrem Gelde während des französischen Krieges großmüthig beigestanden hatten, und bisher sehr gedrückt worden waren, in Schutz, wie sehr sich die Jesuiten auch dagegen stemmten; er ließ sich dadurch nicht abhalten. Die Jesuiten versuchten späterhin einen Aufstand hervorzubringen, um Franz zur Abdankung zu zwingen. Aber dies mißglückte und Franz griff nun einmal ordentlich durch, ließ ein paar Leithammel aufhängen und commandirte den Jesuiten: Eingerückt, Marsch! verbannte sie aus dem Herzogthume, und ließ ihre Güter und Grundstücken confisciren."

„Ich glaube nicht, daß die Jesuiten an dem Aufstande betheiligt waren," sagte Marcel, „und es thut mir leid, daß der brave Herzog von Hermannstein sich durch das Beispiel Andrer hat verführen lassen, sie aus dem Herzogthume zu verbannen."

„Er that wohl daran!" erwiderte Anselmus. „Die Jesuiten sind ein gefährlich Völklein, wie Sie auch gewiß wissen werden; sie haben niemals etwas Gutes gebraut; was kann man aber auch von Leuten erwarten, die als Grundlehre den Satz aufstellen: Der Zweck heiligt die Mittel."

„Solche Worte hätte ich von einem Gelehrten, wie Ihr, ehrwürdiger Vater, einer seid, nicht erwartet," sagte Marcel, Anselmus vertraulich auf die Schulter klopfend. „Daß das dumme Volk so von den Jesui-

ten spricht, das lasse ich gelten; daß aber ein Gelehrter dem Volke nachspricht, das hätte ich nie erwartet.

„Ich will Ihnen bekennen, ehrwürdiger Vater," fuhr Marcel fort, indem er vertraulich seinen Stuhl näher an den von Anselmus heranrückte, „daß es einmal eine Zeit gab, wo ich eben so wie Sie, ehrwürdiger Vater, wenigstens Ihren Worten nach zu urtheilen, dachte; aber die Erfahrung hat mich meinen Irrthum erkennen lassen, und mich von demselben zurückgebracht, und jetzt bin ich überzeugt, daß die meisten Menschen ganz falsche Begriffe von den Jesuiten haben. Es sollte mir lieb sein, wenn ich einen so gelehrten Mann, wie Sie, ehrwürdiger Vater, auf andre, und wie ich glaube, richtigere Gedanken bringen könnte.

„Ich habe genau die Geschichte der Jesuiten seit ihrem ersten Ursprunge studiert. Wie Ihnen, ehrwürdiger Vater, nicht unbekannt sein kann, war Ignatius Loyola ihr Stifter. Ist seine Lebensgeschichte nicht die eines Heiligen, war er nicht ein Mann von vornehmer Geburt, der Rang und Stand verließ, und sich freiwilliger Armuth hingab, zur Ehre der heiligen Jungfrau, und um die Ausbreitung des Christenthums zu fördern? Was für Täuschungen hat er nicht erfahren, welchen Erniedrigungen sich unterwerfen müssen, und dennoch ist er standhaft geblieben; ist unser Herr und Heiland ihm nicht selbst erschienen,

ihm seine Billigung des neu gestifteten Ordens zu bezeugen, und ist die Stiftung des Ordens ihm nicht von Jesu und der heiligen Jungfrau eingegeben? Würde auf seinem Werke wohl so viel Segen geruht, würde sonst der Papst Gregorius XV. ihn wohl unter die Heiligen aufgenommen haben? An den Früchten erkennt man den Baum, und ein guter Baum trägt gute Früchte. Der heilige Ignatius kann der Baum des Jesuiten-Ordens genannt werden, und daß er ein guter Baum gewesen ist, wird Ihnen aus seiner Lebensgeschichte klar hervorgegangen sein."

Der gute Anselmus, der sich niemals darum bekümmert hatte, irgend welche Untersuchungen über den Jesuiten-Orden anzustellen, und der mit der Geschichte des Stifters durchaus unbekannt war, sagte, indem er sich schämte, seine Unwissenheit an den Tag zu legen:

„Ja, die Lebensgeschichte desselben ist merkwürdig, sehr merkwürdig, und Ignatius Loyola muß ein verteufelt fixer Kerl gewesen sein; ich habe jedoch die Details seiner Geschichte ziemlich vergessen; denn Sie begreifen, wenn man so viel studiert und lies't, so kann man leicht dazu kommen, etwas wieder zu vergessen; doch wenn auch der Vater gut ist, so geht es doch wohl an, daß die Kinder nicht viel taugen. So habe ich z. B. einen Wachtmeister gekannt ..."

„Es freut mich, ehrwürdiger Vater," fiel Marcel

Anselmus in's Wort, „daß Sie hinsichtlich des Stifters des Jesuiten-Ordens mit mir Einer Meinung sind, und das Ziel und Streben dieses Ordens kann Ew. Ehrwürden auch nicht unbekannt sein.“

„Ihr Ziel ist ein heiliges Ziel,“ fuhr Marcel fort. „Die Jesuiten beabsichtigen nichts Anderes, als das Christenthum über die ganze Erde zu verbreiten; muthig ziehen sie in die Wüste, in die entferntesten Gegenden, um den Heiden die Lehren des Christenthums zu predigen. Wie Viele giebt es nicht, die den qualvollsten Märtyrertod erlitten haben, um die Sache des Ordens zu fördern und das Christenthum zu verbreiten.“

„Lieber sie, wie ich,“ brummte Anselmus in den Bart, ohne daß Marcel es hörte, der inzwischen fortfuhr:

„Ohne Waffen begeben sie sich mitten unter die wildesten Heiden und predigen das Christenthum; geduldig, ohne Murren und Klagen unterwerfen sie sich den schrecklichsten Foltern, dem qualvollsten Tode.“

„Das ist verkehrt,“ rief Anselmus, „sie sollten bewaffnet dahin gehen, und frisch drauf einhauen; glauben Sie mir, die Wilden würden ihnen schon vom Leibe bleiben.“

„Sie irren sich, ehrwürdiger Vater! Ist es nicht schön, nicht edel, für den Glauben zu sterben? Ist es nicht eine großartige That, ohne Waffen, allein auf

die Hilfe der Heiligen sich stützend, muthig für die gute Sache sich in Gefahr zu begeben, und ohne Murren, ohne sich zu vertheidigen, dem Tode entgegen zu gehen? Gehört hierzu nicht mehr Muth, als mit dem Schwerte in der Hand auf dem Schlachtfelde zu kämpfen?"

„Ja, ja, das ist auch groß," rief Anselmus, „die das thun, sind keine feigen Memmen!"

„Diese Worte machen Ihnen Ehre," entgegnete Marcel, der die schwache Seite erkannte und den wichtigen Punkt wahrnahm, an welchem Anselmus am besten getroffen werden konnte, „die Jesuiten haben Muth, nicht wahr? Und Sie werden mir zugeben, daß sie vielfach verkehrt beurtheilt werden."

Vielleicht würde Marcel eine andere Sprache geführt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Anselmus nicht im Stande war, irgend eine complicirte Rede zu verstehen; vielleicht hätte er andere Beweise für den Nutzen der Jesuiten vorgebracht, als die, welche er hier anwandte. Aber Marcel kannte seinen Mann, und wußte, daß auf diesen blos Tapferkeit und unerschrockener Muth Eindruck machten; dadurch also, daß er ihm die Jesuiten als tapfre, muthige Männer darstellte, glaubte er am ersten seinen Zweck zu erreichen, nämlich dem Pater Ehrerbietung und Achtung vor den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu einzuflößen.

„Aber," fragte Anselmus, „wenn die Jesuiten

nur das Ziel erstreben, das Christenthum zu verbreiten, warum begeben sie sich denn nicht dahin, wo es nöthig, und warum halten sie sich denn hier und anders wo auf, wo das Christenthum schon seit Jahrhunderten befestigt ist?“

„Nicht alle Mitglieder des Ordens haben diesen edlen Wirkungskreis,“ antwortete Marcel. „Einige sind mit der Verwaltung der Besitzthümer des Ordens beauftragt, Andere haben die Aufsicht über den Gottesdienst, und sorgen dafür, daß der Orden aufrecht erhalten und den festgestellten Regeln nachgelebt werde, während wiederum Andern die Erziehung der Jugend und die Bildung der Missionaire anvertraut ist. So hat Jeder in diesem Orden sein Geschäft, und den vorgeschriebenen Kreis, in dem er sich bewegt und wirksam ist. Werden die Jesuiten nun beschuldigt, sich überall einzudrängen, dann kann man hiergegen anführen, daß dies nur geschieht, um für ihre Gesellschaft Mitglieder zu werben, und ist dies nicht lobenswerth, da sie sich überzeugt halten, einmal den großen Lohn zu empfangen, der dereinst einem jeden Mitgliede bevorsteht?“

Es trat ein Augenblick tiefer Stille ein; Marcel ging im Zimmer auf und ab, und Anselmus starrte gedankenlos vor sich hin, nichts lieber wünschend, als daß Marcel von einem Gegenstande ablenken möchte, an dem er auch nicht das geringste Behagen fand; doch

dieser schien dies keineswegs im Sinne zu haben, denn nach einigen Minuten des Nachdenkens, als habe er sich zur Fortsetzung des Gesprächs Stoff gesammelt, fuhr er fort:

„Früher wurden die Jesuiten allgemein geehrt, und als die wahren Pfeiler der katholischen Kirche in allen Ländern mit offenen Armen empfangen; seitdem aber der Protestantismus sich immer mehr und mehr ausgebreitet hat, hat die Blüthe des Jesuiten-Ordens auch immer mehr und mehr abgenommen. Jeder rechtgläubige Katholik sollte ein Freund der Jesuiten sein; denn sie wagen Alles, selbst das Leben, für das Heil der alleinseligmachenden Kirche; aus dem Grunde wurden sie von den Protestanten verhetzt und von diesen verfolgt, — denn was kann für die Protestanten nachtheiliger sein, als die Blüthe der katholischen Kirche? — Glauben Sie mir, ehrwürdiger Vater Anselmus, die Protestanten sind es, welche die Jesuiten in ein ungünstiges Licht gestellt haben, und diesen allein hat die Gesellschaft Jesu ihren Verfall zu verdanken; denn die Protestanten wissen nur allzugut, daß durch die Vernichtung der Jesuiten, die Grundmauer schadhaft wird, auf der die katholische Kirche gebaut ist.“

„Was Sie da sagen, Herr Marcel, scheint mir allerdings nicht alles Grundes baar zu sein,“ sagte Anselmus, und um dem Gespräche, das so ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke war, ein Ende zu ma-

chen, fügte er hinzu: „Und ich bekenne gern, daß ich die Jesuiten ungerechter Weise verurtheilt habe, daß ich sie aber jetzt, nach dem, was Sie mir jetzt gesagt haben, von einer viel günstigeren Seite betrachte, und vielmehr den Jesuiten-Orden als ein nützliches Institut kennen gelernt habe.“

Marcel stellte seine Wanderungen durch das Zimmer ein und setzte sich nieder neben Anselmus.

„Sie betrachten, eben so wie ich, die Lehre von Luther und Calvin als verderblich, — die Ketzer nehmen an Zahl zu, und es giebt sogar Länder, in denen kein Katholik mehr zu finden ist. — Werden die Jesuiten, die muthigen Verfechter unsrer heiligen Kirche, ganz ausgerottet, dann wird die Ketzerei je länger je mehr überhand nehmen; die Protestanten schleichen überall umher, um ihre Lehre zu verbreiten, und ihr Feldzeichen ist: „Keine Jesuiten mehr! fort mit den Jesuiten!“ Sie suchen überall den Jesuiten-Orden in ein verhaßtes Licht zu stellen, und es ist ihnen nur allzusehr geglückt, selbst unter den Katholiken Antipathieen gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu erwecken.

„Der brave Herzog Franz III. ist durch die Protestanten verleitet worden, die Jesuiten aus dem Herzogthume zu vertreiben, — da den Protestanten keine Vorrechte eingeräumt worden wären, wenn die Jesuiten noch ruhig hier fortbestanden hätten, und die ka-

tholischen Geistlichen würden sich gewiß nicht über die immer mehr zunehmende Macht der Protestanten zu beklagen haben.

„Der Herzog ist verführt und betrogen worden,“ fuhr Marcel fort, „und hat schwer gefehlt, als er die Jesuiten aus dem Lande verbannte; er hat sich dadurch der Ketzerei schuldig gemacht, wofür Gott seiner Seele gnädig sein wolle.

„Was wird nun die Folge von dem Allen sein? Die Zahl der Protestanten wird immer mehr zunehmen und mit ihrer Zahl auch ihre Macht — sie werden alsbald verstehen, das Steuer in die Hand zu bekommen, die Katholiken überall verdrängen und sie unterdrücken. Dann wird die protestantische Kirche die herrschende werden. Wenn die Protestanten erst einmal die Macht in Händen haben, werden sie sich nicht länger durch einen katholischen Herzog oder eine katholische Herzogin regiert wissen wollen, sie werden ihn oder sie zwingen, die verfluchte Lehre Luthers oder Calvins anzunehmen, und wenn er oder sie sich weigern, dies zu thun, einen ihrer Glaubensgenossen auf den Thron setzen — und das Herzogthum Hermannstein wird von einem Ketzer regiert werden. Was dann das Loos der katholischen Kirche sein wird, das ist unnöthig Ew. Ehrwürden zu sagen.“

Anselmus gab zu, daß die Zukunft düster sei, und schlug vor, da Marcel während des Gesprächs

vergessen hatte, die Gläser zu füllen, einen Toast auf das Heil der katholischen Kirche zu trinken.

„Sehr gern!“ antwortete Marcel, die Gläser füllend; „aber es muß gehandelt werden; die Gefahr, in der sich die heilige Kirche befindet, erfordert, daß wir es nicht blos bei frommen Wünschen bewenden lassen, sondern daß wir mit Macht darnach streben, das Unwetter, das über ihrem Haupte schwebt, abzuwenden.

„Ich bin kein Jesuit,“ fuhr Marcel fort, „aber ein eifriger Katholik, dem die Ehre und Wohlfahrt der Kirche nahe am Herzen liegen, der Gut und Blut für ihr Heil einsetzt — und ich glaube in Ew. Ehrwürden Einen gefunden zu haben, der ebenso wie ich denkt.“

„Geld habe ich nicht,“ antwortete Anselmus, „aber mein Blut, beim heiligen Hubertus, setze ich für das Heil unsrer Kirche ein; mögen die Protestanten es einmal wagen, wenn sie Lust haben, die Hand an unsre Heiligen zu legen, dann will ich ihnen zeigen, daß ich noch nicht zu alt bin, um den Degen zu führen, und auf zwanzig Schritt meinen Mann mit einem Pistolenschuß hervorzuholen.“

„Ihr Eifer ist lobenswerth; aber die heilige Jungfrau bewache die Kirche und verhüte, daß wir jemals nöthig haben mögen, das Schwert in der Hand für sie zu streiten! Jetzt müssen andere Maßregeln ergriffen werden, und ich bezweifle nicht, daß Sie, ehr=

würdiger Vater, sich mit mir vereinigen werden, um meine Pläne, die ich zum Heil der Mutterkirche entworfen habe, zur Ausführung zu bringen," und ohne hierauf die Antwort von Anselmus abzuwarten, fuhr Marcel fort:

„Die Herzogin, welche jetzt Hermannstein regiert, ist noch zu jung, und eben sowohl guten als schlimmen Eindrücken zugänglich; es würde den Protestanten nicht schwer fallen, noch mehr Einfluß bei ihr zu erlangen, als sie bereits bei ihrem verstorbenen Vater hatten. — Sie sind Beichtvater der Frau Herzogin, und können als solcher viel auf sie einwirken, ein Beichtvater vermag viel!"

„Ja!" sagte Anselmus. „Ja, die Herzogin ist mir sehr gewogen und ich darf mich rühmen, das Zutrauen Ihrer Hoheit zu besitzen. Gern will ich Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, die Herzogin im Glauben und in der Treue für unsre heilige Kirche zu bestärken, und der immer mehr steigenden Macht der Protestanten auf immer ein Ziel zu stecken."

„Es muß noch mehr gethan werden, mein werther Anselmus, die Herzogin bedarf einer kräftigen und tüchtigen Stütze, um die Ehre der katholischen Kirche im Herzogthume aufrecht zu halten, und wo kann diese Hilfe besser gefunden werden, als bei den Jesuiten?

„Suchen Sie also allen Ihren Einfluß anzuwen-

den, um die Herzogin zur Widerrufung des von ihrem verstorbenen Vater auf Einflüsterung der Ketzer gefaßten Beschlusses, die Vertreibung der Jesuiten betreffend, zu überreden. Wie ich bereits gesagt habe, sind sie die Grundpfeiler unsrer heiligen Kirche, sie sind es, die sie kräftig stützen, und sie gegen jeden Angriff schützen und vertheidigen. — Wenn sich die Mitglieder der Gesellschaft Jesu wieder in unserm Herzogthume befinden, wird unsre heilige Kirche an Blüthe zunehmen, die immer mehr und mehr zunehmende Ketzerei wird gehemmt, die Klöster werden die alten Vorrechte genießen, deren sie früher theilhaftig waren, und die Regierung des Hauses von Hermannstein über dieses Herzogthum wird von ihnen kräftig unterstützt werden.

„Welche Ehre, welche Seligkeit wird das Bewußtsein, zum Heile der alleinseligmachenden Kirche mitgewirkt zu haben, Ihnen nicht verschaffen, wie verdient werden Sie sich hierdurch nicht machen, und auf welche Belohnung werden Sie einmal Anspruch machen können, ganz abgesehen von der Ehre und Achtung, in die Sie bei den Mitgliedern des heiligen Ordens Jesu kommen würden, — wie werden sie Ihren Namen nennen, und wie werden sie sich beeifern, überall, wo sie solches nöthig haben könnten, Ihnen hilfreiche Hand zu reichen. Sie vermögen viel, die Jesuiten, der Allmächtige hat viel Gewalt in ihre

Hand gelegt; denn der heilige Ignatius bittet in dem Diamantsaal der Seligen *) unsern Herrn und die heilige Jungfrau für die Wohlfahrt seines Ordens. — Ja, Anselmus, die Jesuiten sind nicht undankbar,

---

*) Wir können uns, der Kurzweil wegen, nicht enthalten, unsern Lesern eine Beschreibung der Wohnung der Seligen zu geben, wie sie aus der Schrift eines der angesehensten Jesuiten auszugsweise entnommen ist:

„Eheleute werden einander im Himmel umarmen; so wie hier auf Erden, werden sie einander und ihre Kinder mit unendlicher Wollust küssen.

„Die Männer und Frauen werden sich im Himmel mit Maskeraden und andern Festlichkeiten und mit Ballettänzen die Zeit vertreiben.

„Im Himmel werden sich die Engel als Frauenzimmer bekleiden, und die Heiligen werden in Damenkleidern, mit frisirtem Haar, mit Wattons ausgestopft und mit Hemden von Mousselin erscheinen.

„Jeder Selige wird im Himmel sein eignes Haus besitzen, Jesus Christus wird dort ein prächtiges Palais bewohnen; auch giebt es im Himmel breite Straßen, schöne öffentliche Plätze, starke Burgen und feste Schlösser.

„Das Hauptvergnügen im Himmel wird im fleischlichen Umgange mit den Seligen bestehen, — sie werden sich in abgesonderten Bädern baden, und wie die Nachtigallen singen.

„Die Frauen im Himmel werden schöne, lange Haare haben, sich mit Bändern schmücken und Haarflechten und Kleider nach der Mode tragen, ganz wie auf Erden.“

vielleicht belohnen sie einmal Ihren Eifer mit dem Bischofsstabe."

„Die Jesuiten werden niemals in dies Herzogthum zurückkehren," antwortete Anselmus mit Festigkeit, „wie nützlich und nöthig sie auch zur Erhaltung der heiligen Kirche sein mögen, so lange ich es verhindern kann, und niemals werde ich die Herzogin zu überreden suchen, den von dem braven Herzog Franz III. gefaßten Beschluß zu widerrufen, und wüßte ich auch mit Gewißheit, daß ein Cardinalshut dafür mein Lohn wäre!"

„Unsinniger!" rief Marcel, der durch diese Worte mit einem Male seine Hoffnung vereitelt sah. „Ist das eine Rede, wie sie einem Priester geziemt?"

„Hören Sie nur, Herr Marcel, einst sagte der Herzog, dessen Freund und Vertrauter ich war, zu mir: Anselmus, wenn ich nicht mehr bin und meine Tochter regierende Herzogin von Hermannstein sein wird, dann werden die Jesuiten ohne Zweifel alle Bemühungen anwenden, um sich wieder im Herzogthume festzusetzen, um dort wieder ihre alten Rechte in Besitz zu nehmen; versprecht mir, Anselmus, allen Einfluß, den Ihr als Beichtvater meiner Tochter auf sie habt, anwenden zu wollen, um dem Widerrufe meines Beschlusses entgegenzuwirken."

„Dies habe ich denn versprochen und dies Versprechen mit einem Eide bekräftigt; ich bin ein alter Sol-

hat, und mein Wort ist mir heilig, der einmal geschworene Eid wird nie von mir gebrochen!“

Marcel starrte einige Augenblicke vor sich hin; solche Worte hatte er von Anselmus nicht erwartet; er hatte sich in dem Beichtvater der Herzogin geirrt.

„Aber dieser Eid bindet Sie gar nicht, ehrwürdiger Vater!“ sagte der Jesuit endlich. „Als Sie denselben thaten, kannten Sie die Jesuiten nicht, wie Sie sie jetzt kennen; Sie glaubten in ihnen gefährliche und verderbliche Wesen zu sehen, von welchem Irrthum ich Ew. Ehrwürden jetzt zurückgebracht habe.“

Anselmus schwieg einige Augenblicke, endlich sagte er:

„Und wüßte ich auch, daß ich an meiner Seele Schaden leiden würde, und sollte ich auch die Seligkeit einbüßen, dennoch würde ich meinen, dem Herzog geschworenen Eid nicht brechen.“

„Anselmus!“ erwiderte Marcel. „Die Jesuiten sind mächtig, denn Gott ist mit ihnen; so mildthätig sie sind, um die Wohlthaten, die man ihnen erweis't, zu belohnen, so wissen sie auch Diejenigen zu strafen, die sich ihnen widersetzen. Dadurch, daß Sie thun, was Sie geschworen haben, dadurch, daß Sie Ihren thörigten Eid halten, laden Sie den Haß der Jesuiten auf sich, und diese versäumen kein Mittel, sich an denen zu rächen, die sich ihren heiligen und wohlthätigen Zwecken widersetzen, — sie können sie er=

niedrigen, so tief, wie sie auf der andern Seite die Macht haben, sie zu erheben ...“

„Und müßte ich auch betteln,“ rief Anselmus, „dennoch würde ich den einmal geschworenen Eid nicht brechen.“ — Wieder folgte ein Augenblick tiefer Stille — Mit feurigem Auge sah Anselmus den Jesuiten an und richtete dann folgende Worte an ihn:

„Herr Marcel! Ich kenne Sie nicht, und ich will glauben, daß Sie kein Jesuit sind, weil Sie es mir gesagt haben; aber ein braver, ein ehrlicher Mann sind Sie nicht; denn Jemand, der einen Greis durch fein gesponnene Reden zu Meineid und Wortbruch verleiten will, kann kein ehrlicher Mann, kein rechtschaffener Mensch sein,“ und ohne etwas hinzuzufügen oder Marcel zu grüßen, verließ Anselmus das Zimmer.

Kaum war der ehrliche Anselmus fort, so setzte sich der Jesuit, als wäre nichts vorgefallen, nieder, nahm ein Schreibzeug hervor und schrieb:

„So wie ich erwartet habe, kann Anselmus, der Beichtvater, uns von keinem Nutzen sein; er weigert sich hartnäckig, seinen Einfluß bei der Herzogin zum Besten unsers Ordens anzuwenden. Weder Versprechungen, noch Drohungen, deren ich mich im reichlichen Maße bedient habe, waren im Stande, ihn von seiner Ansicht abzubringen.

„Ich habe daher sogleich an Doctor Bertrand ge-

schrieben, um den Platz von Anselmus einzunehmen. Von dem Baron von Stellenberg werde ich zu meiner großen Verwunderung nichts gewahr, und der Bericht, den Johann Smith mir zugeschickt, besagt nichts weiter, als daß die Hochzeit auf den 15. August festgesetzt bleibt — Mathilde la Vigne geht mit der Herzogin nach der Residenz; am Hofe kann diese Frau uns von ungemeinem Nutzen sein. — Der heilige Ignatius nehme Sie in seinen Schutz.

„Pater David."

Dann schrieb er einen Brief an Bertrand, folgenden Inhalts:

„Anselmus hat uns standhaft seine Hilfe abgeschlagen; Sie haben den Mann richtig beurtheilt, es ist ein hartnäckiger Dummkopf. — Es muß also der Plan, den wir für diesen Fall entworfen haben, zur Ausführung gebracht werden. — Seien Sie versichert, daß für Ihr Heil bitten wird

„Pater David."

Noch denselben Abend wurden beide Briefe abgeschickt.

Sechstes Kapitel.

Eine Vorschrift.

Auf dem Landhause der Frau Bernard herrschte die größte Unordnung; Alles stand gepackt und bereit, abgeführt zu werden; keine Spur von der Nettigkeit und Ordnung, die man hier anzutreffen gewohnt war, war sichtbar; Alles zeigte darauf hin, daß die schöne Bewohnerin alsbald ihre Wohnung verlassen werde.

Das Verlassen einer Wohnung, in der man eine Zeitlang zugebracht, hat etwas Trauriges, oder erweckt, besser gesagt, stets peinliche, trübe Empfindungen; in dem Augenblicke, wo man sie verlassen will, bekommt sie etwas Anziehendes für Einen, und wehmüthig sagen wir den Mauern Lebewohl, zwischen denen wir glückliche Stunden verlebten, oder welche Zeugen unserer Leiden und unseres Schmerzes waren.

Auch Mathildens bemeisterte sich dieses Gefühl

am letzten Abende vor ihrer Abreise nach der Residenz; sie ging noch einmal durch die Zimmer, welche sie bewohnt hatte, besuchte noch einmal ihren Lieblingsplatz in dem großen Garten und nahm noch ein Mal auf der Rasenbank Platz, wo sie gewohnt war, manches Stündchen in Gedanken vertieft hinzubringen, an die Vergangenheit denkend, oder für die Zukunft Luftschlösser bauend.

Was ihre trübe Stimmung noch vermehrte, war die nahe bevorstehende Abreise Bertrands nach Petersburg, und der Standeswechsel, dem sie entgegen ging.

Wird sie ihn auch wiedersehen, Bertrand, mit dem sie so innig verbunden war? Und wenn einst die grausame Hand des Todes ihn ihr entreißt, ehe der Priester den Segen über ihren Bund gesprochen, was wird dann Dianens Loos sein?

Wird sie gewinnen bei dem Standeswechsel, der ihr bevorsteht? Wird sie, die an Einsamkeit und ein einfaches Leben gewöhnte Frau, sich in die Sitten und Gewohnheiten des bewegten Hoflebens fügen können? Wird die Herzogin, veränderlich wie die Großen sind, ihr die versprochene Freundschaft schenken, und wird sie bei ihr Trost finden für die Abwesenheit ihres Bertrand? ... Dies Alles war ihr ein Räthsel, dessen Auflösung der Schleier der Zukunft bedeckte. Wehmüthig sank ihr Haupt auf die Brust herab, eine Thräne

perlte in ihren Augen, denn die Zukunft flößte ihr Befürchtungen ein.

„Warum so traurig, Mathilde?“ frug Bertrand. „Ist es, weil Du die eintönige Stille, in der Du bis jetzt begraben warst, mit einem Leben vertauschen wirst, das reich an Wechsel und Genuß ist? Glaube mir, die meisten Frauen würden Dich um das Glück, das Dir bevorsteht, beneiden, und würden sich für ihre Kinder eine so schöne Zukunft wünschen, als Diana zu erwarten hat. Glaube mir, Mathilde, bald wirst Du Dein einsames Landhaus vergessen haben, und wirst nie mehr die Zeit, die Du hier zugebracht, in Dein Gedächtniß zurückrufen, als nur, um Dich daran zu erinnern, welch' ein einförmiges Leben, arm an allen Freuden, Du hier hingebracht. Morgen, mit Anbruch des Tages, verläßest Du diese Wohnung; ich werde Dich und Diana in die Residenz begleiten und Euch der Herzogin, als einer Freundin, vorstellen; die Zimmer, die Ihr im Hotel Ihrer Hoheit bewohnen sollt, sind schon in Bereitschaft gesetzt. — Diesen letzten Abend wollen wir in vertraulichem Gespräche zubringen, denn vielleicht werden wir hierzu lange keine Gelegenheit wieder bekommen.“

„Ach,“ sprach Mathilde, „ich habe mich noch nie so verlassen gefühlt, als jetzt; diesen Morgen ging der kleine Siegfried zu den Leuten ab, die fortan mit seiner Erziehung beauftragt sind. Mein Herz hing an dem

Knäbchen, ich liebte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter; seine Abreise berührte mich schmerzlich, es war mir, als ob ich ihn niemals wiedersehen würde. Bald verlässest Du nun auch das Herzogthum...."

„Wohin ich alsbald zurückzukehren gedenke," fiel Bertrand ihr in's Wort; „komm, Mathilde, verscheuche die Grillen, laß uns über etwas Anderes sprechen." Er drückte einen warmen Kuß auf die Lippen der schönen Frau und fuhr fort: „Ich verlange einen Dienst von Dir, Mathilde, den Du mir nicht verweigern wirst, denn ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du mir gern behilflich sein wirst, wo es sich darum handelt, das Glück Anderer zu fördern."

„Sprich, Bertrand! O, es macht mich so glücklich, Dir einen Dienst erweisen zu können!" und Mathilde sah den Jesuiten fragend an.

„Ich werde nicht nöthig haben, Dir zu sagen, meine Theure, daß der verstorbene Herzog mir sehr gewogen war und das vollste Vertrauen in mich setzte. Oft sprach er mit mir über das Loos, das seiner Tochter nach seinem Tode zu Theil werden würde, und ich versprach ihm, so viel wie möglich über die Herzogin zu wachen.

„Namentlich fürchtete er, daß nach seinem Tode, unter der Regierung der Herzogin, die von ihm aus dem Herzogthum vertriebenen Jesuiten das Haupt wieder erheben und sich wieder der Zügel der Regierung

bemächtigen könnten, wie solches früher der Fall gewesen.

„Wie der Herzog es voraussah, so geschieht es jetzt; kaum war die Herzogin an die Regierung gekommen, als sie schon alle mögliche Mittel in Bewegung setzte, den Jesuiten-Orden wieder im Herzogthum aufzurichten. Ich kenne alle Geheimnisse der Herzogin, ich habe ihr viele bedeutende Dienste geleistet; ich besitze daher nicht blos ihr Vertrauen, sondern ich vermag auch einen großen Einfluß auf sie auszuüben; diesen Einfluß habe ich, treu meinem dem Herzoge gegebenen Versprechen, und zum wahrhaften Besten der Herzogin, stets nur angewandt, um alle Pläne der Jesuiten zu vereiteln!"

„O, daran hast Du wohl gethan, Bertrand, edel gehandelt!" rief Mathilde; „ich habe so viele Greuel und Schandthaten von den Jesuiten gehört, daß schon der Name „Jesuit" mich zittern macht. O, wenn ich Etwas über die Herzogin vermöchte, so würde ich ihr unaufhörlich zurufen: „Lassen Sie die Jesuiten nie wieder in Ihre Staaten zurück!"

„Das würde ganz und gar verkehrt sein, meine liebe Mathilde, und den Schein haben, als wollest Du Dich um Staatsangelegenheiten bekümmern, was Dir viele Feinde machen würde. Sprich lieber niemals das Wort „Jesuit" aus, nimm gar nicht Partei, denn Parteilichkeit wird Dir schädlich sein.

„Die Herzogin," fuhr Bertrand nach einigen Augenblicken fort, „ist noch jung und es fehlt ihr daher die Beständigkeit des Charakters, die einem gereifteren Alter eigen ist; dazu scheint es, dies sage ich Dir im Vertrauen, daß der Baron von Osterloe, ihr Gemahl, den Jesuiten zugethan ist. Dies Alles flößt mir die Befürchtung ein, daß die Herzogin wohl bald der List derselben unterliegen wird, und daß diese verderblichen Leute sich bald wieder in Hermannstein festsetzen werden.

„So lange ich mich in der Nähe der Herzogin befand, war ich im Stande, durch den Einfluß, den ich auf Ihre Hoheit hatte, diese Gefahr abzuwenden; jetzt aber, da ich das Herzogthum verlasse, befürchte ich das Aergste. Du aber, Mathilde, kannst viel thun, um die Pläne, welche die Jesuiten zur Ausführung bringen wollen, zu hintertreiben."

„O, gern will ich hierzu Alles anwenden, was in meinen Kräften steht," antwortete Mathilde; „zeige mir blos den Weg, dem ich folgen muß, um dies zu bewerkstelligen."

„Ich kenne die Herzogin so gut," erwiderte Bertrand, „daß ich aus jeder ihrer Handlungen ihre Pläne und Vorhaben errathen kann. Du wirst ihre vertraute Freundin sein, vor der sie kein Geheimniß hat; vor Dir wird sie ihr Herz aufschließen, Dich zur Theilnehmerin an ihren Plänen machen; nun denn, Du

mußt mir wöchentlich einen regelmäßigen Bericht abstatten von Allem, was am Hofe vorgeht, mir bis in das kleinste Detail hinein Alles mittheilen, was die Herzogin sagt und thut, damit ich aus allem Dem abnehmen kann, was Ihre Hoheit vor hat, um dann, wenn Etwas gegen ihr eigenes Beste streiten sollte, diesem sogleich vorzubeugen.

„Um allen Vermuthungen und jedem Argwohne vorzubeugen, wirst Du die Berichte dem Herrn Marcel zukommen lassen, und da, wenn Deine Handlungsweise ein Mal bekannt werden sollte, es den Anstrich haben könnte, als ob Du die Rolle eines Spions bei der Herzogin spieltest, mußt Du Dich dieser Zeichenschrift bedienen, damit, wenn Deine Berichte ein Mal in andere Hände fallen sollten, Niemand sich mit dem Inhalte derselben bekannt machen kann."

Mit diesen Worten reichte Bertrand Mathilden ein Stück Papier hin, auf welchem die Zeichenschrift stand. „Gieb Achtung, dies stets sorgfältig zu verwahren," fügte er lächelnd hinzu; „bedenke, daß dies der Schlüssel unserer geheimen Correspondenz ist.

„Und jetzt zum Schlusse, Mathilde, mische Dich vor Allem nicht in politische Angelegenheiten und laß Dich niemals über die Jesuiten aus; sollte Ihre Hoheit sich mit Dir über dieselben unterhalten wollen, so sei vorsichtig und sage Nichts, weder zu ihrem Vor-

theil, noch zu ihrem Nachtheil; bei Hofe, meine Theure, kann man nicht vorsichtig genug sein!

„Habe Augen für Alles, was geschieht, und Ohren für Alles, was gesprochen wird; dringe ganz in das Vertrauen der Herzogin ein, damit sie vor Dir kein Geheimniß habe, und gieb mir getreuen Bericht von Allem, was Du siehst und hörst; dann werden wir vereint für das Beste Derjenigen wachen, der wir so große Verpflichtungen schuldig sind.“

Siebentes Kapitel.

Die vereitelte Anschuldigung.

„Sobald Frau Bernard mit ihrer Tochter, begleitet von dem Doctor Bertrand, angekommen sein wird, führe man sie sogleich hierher; ich will nicht, daß sie warte oder ihr Zimmer beziehe, ehe ich mit ihr gesprochen," befahl die Herzogin von Hermannstein, und durchflog schnell einige Bittschriften, die vor ihr auf dem Tische lagen; denn die Gewohnheit ihres verstorbenen Vaters, alle Gesuche selbst zu lesen, befolgte sie getreu.

Das Leben an dem Hofe der Herzogin hatte einer großen Veränderung unterliegen müssen; die Einfachheit, die unter Franz III. geherrscht hatte, hatte größerer Pracht Platz gemacht, wozu der Baron von Osterloe, der von großer Sucht, zu glänzen, beseelt war, viel beigetragen hatte.

Die Herzogin war noch immer mit dem Lesen jener Bittschriften beschäftigt und zeichnete dann und wann mit einem in goldener Scheide gefaßten Bleistifte Etwas auf einem vor ihr liegenden Papiere an, als sich die Thür öffnete und ein Page eintrat, der auf einem silbernen Teller, in dessen Mitte das herzogliche Wappen eingravirt war, Ihrer Hoheit einen Brief überbrachte und sich dann mit einer ehrerbietigen Verneigung wieder entfernte.

Schnell erbrach die Herzogin das Siegel, und ehe sie noch den Inhalt las, sah sie nach der Unterschrift.

„Valerius, Baron v. Stellenberg!“ rief sie aus; „der Unverschämte!“ Doch kaum hatte sie den Brief gelesen, als eine dunkle Röthe ihr Gesicht überzog und ihre Augen zu funkeln anfingen.

„Bei Gott!“ rief sie, „wenn es wahr wäre, was er mir schreibt, dann wehe Euch, Doctor Bertrand! Dann sollt Ihr erfahren, daß es gefährlich ist, eine Hermannstein zu betrügen!“

Sie griff nach der silbernen Glocke, die vor ihr auf dem Tische stand und schellte heftig.

Ein Page trat ein.

„Ich hatte Euch befohlen, Junker, die Frau Bernard und den Doctor Bertrand bei ihrer Ankunft hierher zu geleiten; ich widerrufe diesen Befehl; führt sie

in den Antichambre und meldet mir dann ihre Ankunft!“

Der Page verneigte sich und wollte gehen.

„Nehmt diese Bittschriften,“ fuhr die Herzogin fort, den Pagen zurückrufend, „und bringt sie zu dem Baron von Stoll; Se. Gnaden möge mich nach dem Diner mit dem Inhalte derselben bekannt machen.“

Als sie allein war, las sie noch einmal den Brief, den sie empfangen hatte.

„Bertrand, Bertrand, wäre es möglich!“ rief sie. „Sollte ich mich so in Euch betrogen haben? Wenn dieser Brief Wahrheit enthält, dann seid Ihr der schnödeste Bösewicht, das undankbarste Wesen, das je die Erde getragen hat. Großer Gott! welch' einen Mißbrauch würdet Ihr noch von der Gewalt machen, die Ihr über mich habt! Wird Eure Schuld entdeckt, dann soll das Geheimniß, in dessen Besitze Ihr seid, mich nicht abhalten, Euch zu strafen; dann macht das Geheimniß bekannt, daß man mich verachte und beschimpfe, wenn man dies gegen die regierende Herzogin von Hermannstein wagt; lieber ertrage ich Hohn und Schmach, ja, lieber wollte ich von der Regierung abstehen, als mich ungestraft betrügen lassen!“

„Frau Bernard und Herr Doctor Bertrand erwarten Ihrer Hoheit Befehle!“ meldete der Page.

„Führt den Doctor sogleich hierher,“ befahl die

Herzogin, „blos den Doctor Bertrand; Frau Bernard und ihre Tochter mögen warten.“

Wenige Augenblicke später trat Doctor Bertrand ein. Zu seiner nicht geringen Verwunderung sah er, daß sein ehrerbietiger Gruß von der Herzogin kaum beantwortet ward.

„Wir wünschen mit Ihnen eine Unterredung zu haben,“ hob die Herzogin an, „bevor Wir der Frau Bernard die versprochene Gastfreiheit an Unserem Hofe gestatten, um Uns nämlich zu überzeugen, ob Wir Solches ohne Gefahr thun können.“

„Ich verstehe Ihre Hoheit nicht,“ antwortete Bertrand voll Verwunderung; „ich weiß nicht, von welcher Gefahr die Rede ist. Ich habe Ihre Hoheit mit den Verhältnissen der Frau Bernard bekannt gemacht. Ihre Hoheit haben die Güte gehabt, sie während meiner Abwesenheit zu sich nehmen zu wollen; welche Gefahr aber darin liegen kann, einer Frau, wie Frau Bernard, die blos für mich und ihr Kind lebt, Gastfreiheit zu gewähren, das vermag ich nicht zu begreifen.“

„O!“ rief die Herzogin, höhnisch lachend, „wer giebt Uns denn die Gewißheit, daß Frau Bernard eine solche Frau ist, wie Sie sie Uns schildern, und nicht eine Abgesandte von ... eine Spionin, die man an Unsern Hof eindrängt, um Unsere Handlungen und Werke mit einem spähenden Auge zu überwachen und

dann den Mitgliedern des Jesuiten-Ordens Bericht abzustatten, damit diese aus Unserm Thun und Lassen ersehen können, ob es nicht bald rathsam sein möchte, ihre Pläne zur Wiedereinführung des Jesuiten-Ordens in Unser Herzogthum zur Ausführung zu bringen. — Glauben Sie nicht, daß die Jesuiten hierzu im Stande sein könnten?“

Scheinbar ohne die geringste Gemüthsbewegung hatte Bertrand die Herzogin angehört, und blos ein fast unmerkliches Zusammenziehen der Augenbrauen verrieth die Unruhe, welche die Worte Ihrer Hoheit bei ihm hervorbrachten.

„Ihre Hoheit,“ entgegnete er nach einem Augenblicke, „richten eine Frage an mich, auf welche ich die Antwort schuldig bleiben muß. Was mich beschäftigt, ist das Studium der Medizin; was außerhalb meiner Studien liegt, damit beschäftige ich mich nicht. Politik und Religionsangelegenheiten sind mir ganz fremd, und ich berufe mich auf Ihre Hoheit, ob ich jemals, so lange ich mich am Hofe Ihres verstorbenen Vaters befand, mich auf Politik und Religionsangelegenheiten eingelassen, oder zu Ihrer Hoheit Etwas zu Gunsten oder zum Nachtheil der Jesuiten gesprochen habe! Der Orden der Jesuiten, ihre Handlungen, Pläne und dergleichen sind mir gänzlich unbekannt, so daß es mir unmöglich ist, eine Frage zu beantworten, die ich zu meiner großen Verwunderung an mich richten höre.

„Hohe Frau!“ fuhr er fort, ohne den geringsten Zorn oder Unruhe blicken zu lassen, ruhig und ernst, wie irgend Einer, „die Vermuthung, welche Ihre Hoheit so eben geäußert, als ob ich eine Spionin an den Hof bringen wollte, schmerzt mich mehr, als sie mich beleidigt; denn ich sehe hierin nichts Anderes, als daß Ihre Hoheit Verläumdern Gehör gegeben haben, die von meiner Abwesenheit, so kurz dieselbe auch war, Gebrauch machten, um Ihrer Hoheit üble Gesinnungen gegen mich einzuflößen, gegen Denjenigen, der stets gezeigt hat, daß er vor Allem den Vortheil Ihrer Hoheit zu fördern bestrebt war, und der sich schmeicheln durfte, über allen Verdacht erhaben zu sein!

„Frau Bernard wird mit mir reisen,“ fuhr er fort, während sein dunkles Auge unverwandt auf der Herzogin ruhte; „dem Himmel sei Dank, noch hat sie es nicht nöthig, die Gastfreiheit der Herzogin von Hermannstein anzurufen, so ehrenvoll dieselbe auch für sie sein würde.

„Ihre Hoheit wissen, in welchem Verhältnisse ich zu Frau Bernard stehe, und daß sie die Frau ist, die ich liebe und ehre; ich würde es nicht dulden können, daß ihr ein Makel angethan und daß sie wie ein gefährliches We'en angesehen würde, wie eine Spionin, in deren Gegenwart man nicht anders als flüsternd zu sprechen wagt; ich will nicht, daß Mathilden ein solches Loos bescheert werde.“

„Sie spielen Ihre Rolle gut, Doctor; in der That, ich bewundere Ihren Verstand und Ihre Geschicklichkeit, einen Ton anzunehmen, als wenn Sie der Beleidigte wären; schade nur, daß ein Wort Sie entschleiern und alle Ihre Pläne, so sorgfältig sie auch versteckt sind, blosstellen kann!"

„Und dieses Wort?" frug Bertrand, indem er beinahe höhnisch lachend hinzufügte: „Dieses allmächtige Wort?"

„Sie sind ein Jesuit, Doctor Bertrand, ein nicht unbedeutendes Mitglied der Gesellschaft, die Unser seliger Vater aus wichtigen Ursachen aus dem Herzogthume verbannt hat, und deren Wiedereinführung ich niemals zulassen werde. Jetzt weiß ich, daß ich Sie und Ihre Pläne durchschaue. — Sie sind ein Jesuit!"

Ruhig blickte Doctor Bertrand die Herzogin an.

„Und worauf stützt sich diese Vermuthung Ihrer Hoheit?"

Die Art, wie Bertrand diese Frage that, brachte die Herzogin in Verlegenheit. Sie hatte gedacht, den Doctor erblassen, bei dieser Anschuldigung zittern, ihr zu Füßen fallen und um Vergebung flehen zu sehen, und jetzt stand er da, kalt und gleichmüthig, nach Beweisen verlangend für Das, was sie sagte, und dies in einem Tone, als wäre er eines ganz unbedeutenden Fehlgriffes angeschuldigt.

„Welcher Beweis? — Sie wissen doch, daß

Agathe, die Aebtissin des Klosters der heiligen Ursula, gestorben ist.“

„Ja, wahnsinnig! Ich glaube, daß ich es war, der Ihre Hoheit zuerst mit dem Tode der Aebtissin und mit ihrem Betragen kurz vor ihrem Tode bekannt machte.“

„Das haben Sie gethan, aber eine Sache ist Ihnen unbekannt geblieben. Sie hat Ihnen die Maske abgerissen. Verstehen Sie mich? Sie hat eine Erklärung darüber abgegeben, wer und was Sie sind!“

„Ein Jesuit!“ sagte Bertrand ruhig.

„Ja! Aber sie beschuldigt Sie auch, mich getäuscht und betrogen zu haben; lesen Sie selbst!“ rief die Herzogin und reichte dem Doctor den Brief hin, den sie vor einigen Augenblicken empfangen hatte.

Bertrand las:

„Frau Herzogin!“

„Es gab eine Zeit, wo ich Sie haßte, jetzt aber beklage ich Sie; ein wichtiges Ereigniß hat mich gelehrt, daß sowohl Sie wie ich das Opfer von Betrug und Täuschung sind. Wir sind betrogen worden! Betrogen von einem Nichtswürdigen unter der Maske der Freundschaft! Wir waren thörigt genug, ihm Gehör zu geben und seinem Rathe zu folgen. Der feige Betrüger ist Niemand anders, als der Doctor Bertrand.

„Vor einigen Tagen kam die Aebtissin des Klosters der heiligen Ursula zu mir; ihr sonderbarer Aufzug, ihre verwirrten Reden überzeugten mich bald, daß sie wahnsinnig sei. In abgebrochenen Worten entdeckte sie mir, daß Ihr Kind nicht todt zur Welt gekommen sei, sondern daß es lebe ... ja! ... daß es lebe ... mein Kind, mein Sohn ... O Gott! diese Nachricht machte mich selig; Alles, was ich besitze, hätte ich für diese Nachricht gegeben.

„Die Stimme des Gewissens, die Reue hatten die Aebtissin wahnsinnig gemacht. Sie bekannte mir den Antheil, den sie an dem Betruge gehabt, daß Sie Mutter geworden wären im Kloster der heiligen Ursula, daß Bertrand sie durch Eide und Drohungen zu der Geheimhaltung dessen gezwungen hätte, und daß Bertrand ein Jesuit, dessen Ziel und Streben es sei, den Jesuiten-Orden in Hermannstein wieder einzuführen.

„Ich will die Geduld Ihrer Hoheit nicht auf eine allzu schwere Probe stellen, indem ich Sie mit Allem, was die Aebtissin mir mittheilte, bekannt mache; genug daß ihr Bekenntniß mir ein Licht aufgehen machte, mir den Staar von den Augen nahm, und mich einsehen ließ, daß Doctor Bertrand sowohl Ihre Hoheit, wie mich, auf's Schändlichste betrogen hat.

„Alle meine Handlungen waren aus seinem Rathe entsprungen; er war es, der alle meine Hand-

lungen leitete, der mich überredete, eine Rolle zu spielen, vor der ich den größten Abscheu hatte. Und ich glaubte dies Alles zu thun, um Ihnen wohlgefällig zu sein, und war der Meinung, daß Alles, was er mir rieth, auf Ihren Befehl geschehe. Mein Betragen auf dem Balle des Prinzen von Brandsenburg gegen die Baronesse Westgraven von Falkenrode war Nichts als eine Folge seines Rathes, den er mir so gab, als komme er von Ihnen.

„Bertrand — ich wiederhole es, ist ein gefährlicher Mensch, ein Jesuit, dessen Absicht es war, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, eine Heirath zwischen Ihnen und mir zu hintertreiben. Ach! es ist ihm nur zu gut gelungen. Gott bewahre Ihre Hoheit davor, jemals das Schlachtopfer der Jesuiten zu werden. Geben Sie genau Achtung auf alle seine Handlungen, hören Sie auf keinen Rath von ihm und folgen Sie diesem vollends nicht, bevor Sie ihn nach allen Seiten hin geprüft haben. Seien Sie darauf bedacht, daß es seine Absicht ist, den Orden der Jesuiten wieder einzuführen, und daß er dazu kein Mittel, so schändlich und verbrecherisch es auch sein mag, unbenutzt lassen wird; bedenken Sie, daß die Grundmaxime der Jesuiten die ist: „Der Zweck heiligt das Mittel!“ Dieses ist mein Rath, den ich im Interesse des Glücks von Blanche von Hermannstein, das mir so sehr am Herzen liegt, und als getreuer Unterthan

Ihrer Hoheit, Ihnen zu geben für meine Pflicht hielt.

„Und jetzt noch ein Anliegen, eine Bitte!

„Blanche! Für immer sind Sie für mich verloren; Sie sind die Gattin des Baron von Osterloe, ich der Gatte von Ida Westgrave von Falkenrode. Mein Haß ist erloschen, seitdem ich gewahr ward, daß Sie es nicht gewesen sind, die meine aufrichtige Liebe und Treue mit Treulosigkeit vergolten, seitdem ich erfahren, daß Sie das Opfer der List und des Betrugs eines schlauen Jesuiten waren. Ein Anliegen, eine Bitte, die Sie mir nicht abschlagen dürfen; diese Bitte ist: Geben Sie mir Ihr Kind, meinen Sohn!

„Geben Sie mir meinen Sohn! Er ist das Einzigste, das Theuerste, was Sie mir geben können; schlagen Sie nicht die Bitte eines Vaters ab, der um seinen Sohn fleht. Das Kind wird mir eben so theuer sein, wie es mir früher die Mutter war; ich werde für seine Erziehung Sorge tragen und Nichts soll ihm fehlen; meine Heirath hat mich zu dem reichsten Manne im Herzogthume gemacht.

„Ida liebt mich; vielleicht würde ich in ihrem Besitze der glücklichste Ehemann sein, wenn ich Sie nicht gekannt hätte; sie wird aus Liebe zu mir für mein Kind Sorge tragen, und ich werde sagen, daß es eine Waise, der Sohn eines Freundes ist; denn nie

soll man erfahren, daß die Herzogin von Hermannstein seine Mutter ist.

„Blanche! Um der Liebe willen, die Sie einst für mich fühlten, um des Glückes und der Wohlfahrt des Kindes willen, das einstmals unter Ihrem Herzen geruht hat, flehe ich Sie an, schenken Sie mir das Glück, für mein Kind sorgen und ihm Wohlthaten erzeigen zu können. Nennen Sie mir den Ort, wo es sich befindet, sogleich werde ich mich dahin begeben und meinen Sohn zu mir nehmen, Sie werden doch gewiß die Ueberzeugung haben, daß man einem Kinde keinen bessern Erzieher geben kann, als den eigenen Vater.“ —

Als Bertrand den Brief gelesen hatte, legte er ihn ruhig vor sich nieder und frug: „Werden Ihre Hoheit der Bitte des Baron v. Stellenberg nachkommen?“

„Wer giebt Ihnen das Recht, Uns hiernach zu fragen?“ antwortete die Herzogin mit Würde. „Wir werden thun, was Uns gut dünkt, ohne Ihren Rath einzuholen, von dessen Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit Wir keineswegs Uns überzeugt halten. Wir verlangen von Ihnen, daß Sie sich über die Beschuldigungen verantworten, die dieser Brief enthält. Es ist kein anonymer Brief, der mich warnt, vor Ihnen auf der Hut zu sein; der Baron von Stellenberg steht nicht an, die Anschuldigung von Täuschung und Betrug mit seiner Namensunterschrift zu bekräftigen.“

Bertrand lächelte höhnisch.

„Ich werde beschuldigt, Ihre Hoheit betrogen und irregeleitet zu haben, und ein Jesuit zu sein. In der That, eine nicht geringe Anschuldigung!“ Doch plötzlich nahm sein Gesicht einen ernstern Ausdruck an, und er fuhr mit Nachdruck fort: „Ich glaube, daß dieser Brief Wahrheit enthält, daß Ihre Hoheit irregeleitet und betrogen worden sind; aber nicht durch mich.

„Ich weiß, daß Ihre Hoheit mich nicht strafen können, wenn auch dieser Brief Wahrheit enthielte, denn dadurch würden Ihre Hoheit das Geheimniß entschleiern, das nicht entschleiert werden darf. Es geschieht daher keineswegs aus Furcht vor Strafe, wenn ich mich vertheidige, sondern weil es mich schmerzt, von Ihnen verkannt zu werden.

„Handlungen beweisen jedoch mehr als Worte. Habe ich jemals, wie ich schon vorher bemerkte, Etwas zum Vortheil oder Nachtheil der Jesuiten gesagt und nicht allezeit die strengste Unparteilichkeit beobachtet? Oder kann mir Jemand beweisen, daß ich jemals mir auch nur im Geringsten bei Ihrer Hoheit oder bei dem verstorbenen Herzoge Mühe gegeben habe, um diese wieder in das Herzogthum einzuführen? Der Baron von Stellenberg beschuldigt mich, gegen Ihre Hoheit sowohl, als gegen ihn eine falsche Rolle gespielt zu haben; die Beschuldigung ist falsch!

„Ihre Hoheit waren Zeuge von Dem, was auf

jenem Balle zwischen ihm und der Baronesse vorfiel; Ihre Hoheit hatten sich versteckt, Niemand als der Baron und die Baronesse waren im Saale; wozu diente also die Erklärung, von der, wie Valerius meinte, Niemand Zeuge war? O! als ich Ihre Hoheit vor dem Baron von Stellenberg warnte, da irrte ich mich nicht.“ Und er fuhr mit noch mehr Nachdruck fort: „Ich will Ihrer Hoheit zeigen, daß, so schmerzlich mich Ihr Mißtrauen berührt, ich dennoch Ihr Interesse als das meinige ansehe und beherzige. Jetzt will ich zum ersten Male über die Jesuiten zu Ihrer Hoheit sprechen, jetzt will ich meinen Widerwillen, über Etwas, was nicht meine Wissenschaft anbetrifft, zu sprechen, bei Seite setzen und Ihnen eine Vermuthung mittheilen, die bei mir durch den so eben gelesenen Brief zur Gewißheit geworden ist, eine Vermuthung, die ich schon lange Zeit hegte, aber die ich nicht äußern mochte, weil ich selbst den geringsten Schein vermeiden wollte, mich in Politik zu mischen.

„Ich bin kein Jesuit, aber wollen Sie wissen, wer einer ist, und vielleicht einer der schlauesten und gefährlichsten, weil er unter der Maske der Offenherzigkeit und Anhänglichkeit an das Haus Hermannstein seine Pläne versteckt; es ist der Mann, dem Sie alle Ihre Geheimnisse anvertrauen, es ist ... Pater Anselmus, Ihr Beichtvater!“

„Anselmus!?“ rief die Herzogin, „Anselmus! —

Beweisen Sie mir das, Doctor, daß Sie nicht, um sich selbst zu reinigen, einen Andern beschuldigen.“

„Haben Ihre Hoheit niemals über die Art nachgedacht, wie ich mit dem Geheimniß des Verhältnisses, das zwischen Ihnen und dem Baron von Stellenberg stattfand, bekannt geworden und sogar Kenntniß von den Folgen Ihrer Liebe bekommen? Der Baron von Stellenberg und Ihr Beichtvater waren die einzigen Besitzer des Geheimnisses.

„Ich befand mich erst kurze Zeit an dem Hofe Ihres Vaters, als Pater Anselmus, der sich in mir täuschte, mich über die Jesuiten unterhielt, die Vortheile aufzählte, die während ihres Aufenthaltes im Herzogthum denselben zugewendet worden, und es als wünschenswerth hinstellte, daß sie wieder zurückberufen würden. Durch den Eifer, mit dem er die Jesuiten vertheidigte, hingerissen, wie ich gern bekenne, kam mir die Berufung des Ordens allerdings nothwendig vor, und als ich ihm dies erklärte, glaubte er mit mir sein Ziel erreicht zu haben, und fuhr fort, mit mir Pläne zu entwerfen, die zu dem von ihm beabsichtigten Ziele führen sollten. Er nannte es ein Gott wohlgefälliges Werk, zu dem Gelingen dieser Pläne mitzuwirken.

„Als er nun glaubte, mich ganz für sich gewonnen zu haben, erzählte er mir in einer Art von Triumph, daß er im Besitze eines Geheimnisses sei, durch wel-

ches er nach dem Tode des Herzogs Ihre Hoheit zur Zurückberufung der Jesuiten zwingen könne; um es kurz zu sagen, er erzählte mir, daß Ihre Hoheit, als Sie Ihrer Gewohnheit gemäß an Ihrem neunzehnten Geburtstage beichteten, ihm im Beichtstuhle offenbart hätten, daß Sie in einen unerlaubten Liebeshandel mit dem Baron Valerius von Stellenberg verwickelt wären und daß Sie die Frucht desselben unter dem Herzen trügen. Ich überlasse es dem Urtheile Ihrer Hoheit, zu entscheiden, ob es wahr ist, daß Sie an Ihrem Geburtstage Pater Anselmus im Beichtstuhle mit dem Geheimnisse bekannt machten?"

„Bei Gott, das ist wahr, das ist wahr!" rief die Herzogin erblassend. „Der Elende hat es gewagt, das Geheimniß der Beichte zu enthüllen."

„Was kann einem Jesuiten zu heilig sein," fuhr Bertrand fort. „Kaum hatte Anselmus mir dies offenbart, als ich schon bei dem Gedanken zitterte, daß ein solches Geheimniß im Besitze eines Nichtswürdigen sei und das Glück Ihrer Hoheit in den Händen eines gewissenlosen Priesters ruhe. Aus Hochachtung vor Ihrer Hoheit beschloß ich Alles anzuwenden, was in meinen Kräften stand, um die höllischen Pläne der Jesuiten, von denen der Pater Anselmus ein nicht unbedeutendes Mitglied zu sein scheint, zu vereiteln."

„Großer Gott! wie viel Schlechtigkeit verbirgt sich unter der Maske von Frömmigkeit und Tugend!"

seufzte die Herzogin. „Anselmus, in den ich mein ganzes Vertrauen setzte, hat mich betrogen!“

„Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um Ihrer Hoheit von Nutzen zu sein; ich schwieg über die Handlungsweise des Pater Anselmus aus Furcht vor schlimmen Folgen, und weil ich mich ungern in Sachen mischte, die in keiner Beziehung standen zu meiner Stellung am Hofe.

„Durch meine Vorsorge ist der Aufenthalt Ihres Kindes bis jetzt den Jesuiten unbekannt geblieben, wie aus dem Bekenntnisse der Aebtissin hervorgeht... wenn es wahr wäre, daß ich es mit den Jesuiten hielte, da würden sie ihn doch gewiß kennen. Sehen Sie, hohe Frau, das ist meine ganze Vertheidigung ... ich will mich blos von dem Makel reinigen, der auf mir ruht ... jetzt sei es mir vergönnt, Abschied von Ihrer Hoheit zu nehmen... Frau Bernard und ihr Kind werden mich begleiten.“

„Bleiben Sie!“ befahl die Herzogin. „Ich bitte Sie, zu bleiben, Herr Doctor!“ fuhr sie in milderem Tone fort. Es erfolgte ein Augenblick tiefen Schweigens; aufmerksam beobachtete der Doctor jede Bewegung der Herzogin.

„Bertrand,“ sagte sie endlich, „ich glaube, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben; ich habe Sie beleidigt, in unrechtem Verdachte gehabt ... dies thut mir leid.“

„O, hohe Frau, der Schein war gegen mich, und noch dazu war es ja der Baron von Stellenberg, der mich anschuldigte!“

„Sie glauben, daß auch er dem Jesuiten-Orden angehört?“ frug die Herzogin.

„Nein,“ gab Bertrand zur Antwort; „dennoch aber halte ich Se. Gnaden für sehr gefährlich; der letzte Rath, den ich mir die Freiheit nehme, Ihrer Hoheit zu geben, ist der: Seien Sie auf Ihrer Hut, nehmen Sie sich in Acht vor dem Baron von Stellenberg.“

Doctor Bertrand verneigte sich vor der Herzogin, als wolle er gehen — die Herzogin gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er bleiben solle.

„Bertrand,“ rief sie, „was soll ich thun? Geben Sie mir einen Rath, wie Sie dies schon so oft gethan haben.“

„Ich reise ab,“ antwortete Bertrand. „Lassen Ihre Hoheit es den Schein haben, als sei ich in Ungnade gefallen, geben Sie dem Rathe des Baron von Stellenberg Gehör und...“

„Niemals!“ rief die Herzogin. „Nein, Bertrand, ich fühle mich, unterstützt durch Ihren Rath, stark genug, um den Jesuiten, so schlau sie auch sein mögen, Widerstand zu leisten. Bertrand, reichen Sie mir die Hand — die Herzogin von Hermannstein bittet Sie um Verzeihung.“

„O, hohe Frau!“ sagte Bertrand, in heftiger Bewegung das Knie beugend und einen ehrerbietigen Kuß auf die Hand der Herzogin drückend; „glauben Sie mir, daß mein Eifer, Ihrer Hoheit zu dienen, nicht erkaltet ist, und daß ich eben so, wie früher, bereit bin, zu zeigen, daß ich standhaft und getreu bei meinem einmal gefaßten Entschlusse beharre, nämlich stets, wo und so viel ich kann, für die Ruhe und Wohlfahrt Ihrer Hoheit zu wachen.“

„Zeigen Sie mir, Bertrand, daß Sie mir keinen Groll nachtragen,“ sprach Blanche; „lassen Sie keine Aenderung in unserm früheren Verhältnisse eintreten; Frau Bernard und ihr liebliches Kind bleiben meine Gäste und ich werde zeigen, daß ich auch nicht das geringste Mißtrauen in sie setze; man führe sie sogleich hierher.“ Und ihre Hand griff nach der Klingel, die vor ihr stand.

„Noch ein Wort, hohe Frau! Wenn ich die Gastfreundschaft ausschlüge, die Sie Frau Bernard anbieten, würde ich eine Unversöhnlichkeit zeigen, die nicht in meinem Charakter liegt, und die sich, Ihrer Hoheit gegenüber, nicht schicken würde.

„Ich stelle also Frau Bernard und Diana unter den Schutz Ihrer Hoheit. Ungern jedoch möchte ich Frau Bernard in Hofintriguen verwickelt sehen. Inzwischen bitte ich Ihre Hoheit in Ihrem eigenen Interesse, den Brief des Barons unbeantwortet zu lassen,

und den Ort geheim zu halten, wo Ihr Kind sich befindet.

„Glauben Sie nicht, daß Valerius in dem Briefe aufrichtig ist, daß er wirklich so viel Liebe für Siegfried fühlt, wie er angiebt; er will blos das Kind in seinem Besitz haben, um durch dasselbe ein Mittel zu haben, sich an Ihnen zu rächen, oder um Ihre Hoheit zu zwingen, all' seinem Verlangen zu willfahren. Wenn Sie ihm das Kind gäben, würde er den unwiderlegbarsten Beweis von Ihrem Fehltritte in Händen haben; und glauben Sie mir, welche edle Gefühle Valerius von Stellenberg auch immerhin hegt, er würde nicht ermangeln, hieraus seinen Vortheil zu ziehen. Nochmals bitte ich Ihre Hoheit, das Gebäude, an dem Sie mit so viel Muth und Aufopferung gebaut haben, nicht durch eine Unvorsichtigkeit wieder umzustürzen. Vergönnen Sie mir noch ein Mal, Ihnen die Warnung zuzurufen: Seien Sie auf Ihrer Hut, beobachten Sie die größte Vorsicht gegen Anselmus und offenbaren Sie kein Geheimniß im Beichtstuhle."

„Der schnöde Priester soll von meinem Hofe entfernt werden; ich werde ihm zeigen, daß die Herzogin von Hermannstein noch Macht genug besitzt, einen ehrlosen Priester zu züchtigen."

„Um Gottes willen, das nicht!" rief Bertrand; „folgen Sie meinem Rathe und der Erfolg wird Ih-

rer Hoheit zeigen, daß derselbe gut war. Daß Ihre Hoheit den Pater Anselmus vom Hofe entferne und ihn von seiner Stelle als Beichtvater entsetze, ist eine Maßregel, welche die Sicherheit Ihrer Hoheit erfordert. Seine anstößige Lebensweise und seine allgemein bekannte Unmäßigkeit geben Ihrer Hoheit Gründe genug, ihn vom Hofe zu entfernen; niemals jedoch erfahre er, daß Ihre Hoheit wissen, daß er ein Mitglied des Jesuiten-Ordens ist; es ist zuweilen gut, sich über gewisse Dinge unwissend zu stellen; wenn man Anselmus wegen seiner Theilnahme am Jesuiten-Orden vom Hofe verbannte, würde man dies gleichsam eine offene Kriegserklärung nennen können; um ihren Plänen entgegen zu arbeiten, ist es besser, eben so, wie sie, zu verfahren, nämlich im Geheimen zu wirken."

„Also soll der Priester nicht gestraft werden?" frug die Herzogin ärgerlich.

„Seine Verbannung vom Hofe, wo er die unbegrenzteste Freiheit genießt — seine Rückkehr in das Kloster des heiligen Andreas, wo er allgemein verhaßt ist, dies Alles wird ihn schmerzlicher berühren, als irgend eine Strafe, die Ihre Hoheit ihm würden auferlegen können."

„So sei es also! Ist unsere Unterredung zu Ende, Doctor?"

Bertrand verneigte sich.

„Dann lassen Sie uns zu einem angenehmeren

Geschäfte übergehen und unsere Gäste empfangen.“ Sie klingelte und der Page erschien.

„Führt die Frau Bernard hierher!“ befahl sie.

Und als Mathilde la Vigne in das Zimmer trat, ging die Herzogin ihr entgegen und hieß sie und Diana an ihrem Hofe willkommen.

Viertes Buch.

J e n a. (1818.)

„Sie spielen Ihre Rolle gut, Doctor; in der That ich bewundere Ihren Verstand und Ihre Geschicklichkeit, einen Ton anzunehmen, als wenn Sie der Beleidigte wären; schade nur, daß ein Wort Sie entschleiern und alle Ihre Pläne so sorgfältig sie auch versteckt sind bloßstellen kann!"

„Und dieses Wort?" frug Bertrand, indem er beinahe höhnisch lächelnd hinzufügte: „Dieses allmächtige Wort?"

„Sie sind ein Jesuit, Doctor Bertrand, ein nicht unterdrücktes Mitglied der Gesellschaft, die unser heiliger Vater aus wichtigen Ursachen aus dem Herzogthume verbannt hat, und deren Wiedereinschleichung er niemals zulassen werde. Jetzt weiß ich, daß ich Sie und Ihre Pläne durchschaue — Sie sind ein Jesuit!"

Ruhig blickte Doctor Bertrand die Herzogin an.

„Und woraus schließt sich diese Vermuthung Ihrer Hoheit?"

Die Art, wie Bertrand diese Frage that, brachte die Herzogin in Verlegenheit. Sie hatte gedacht, den Doctor erblassen, bei dieser Anschuldigung zittern, ihr zu Füßen fallen und um Vergebung flehen zu sehen, und jetzt stand er da, kalt und gleichmüthig, nach Beweisen verlangend für Das, was sie sagte, und dies in einem Tone, als wäre er eines ganz unbedeutenden Fehltrittes angeschuldigt.

„Welcher Beweise? — Sie wissen doch, daß

Achtes Kapitel.

Studenten*).

Die Collegienstraße ist eine der ältesten Straßen von Jena. Die großen und hohen Häuser tragen alle Merkmale von einem in das sechszehnte Jahrhundert zurückreichenden Zeitalter. Man sieht hier noch die hohen, spitzen Treppengiebel, in welchen durch die Zeit zerstörte Heiligenbilder aufgestellt sind, Wappenschilder unter den Thorwegen, in Blei gefaßte Fensterscheiben, von denen einige noch bemalt sind, starke Thüren von Eichenholz mit Schnitzwerk und kupfernen Klopfern versehen. —

*) Zur Ehre deutscher Studenten müssen wir hier d'r Bemerkung machen, daß dem holländischen Verfasser eine Schilderung deutscher Studentensitten auch nicht im Allergeringsten gelungen ist.

Anm. d. Uebers.

Wohl hat die schaffende Hand der Zeit die untersten Stockwerke einigen Veränderungen unterworfen, und ihnen ein modernes Ansehen gegeben, aber die oberen sind noch in demselben Zustande, in welchem sie sich befanden, als sie aus der Hand der Baumeister kamen.

Im Jahre 1818 lebten die meisten Bewohner dieser Straße von der Hausmiethe der Studenten, für welche ihre weitläufigen Wohnhäuser besonders passend waren.

Auch war die Collegienstraße die Gegend, wo die Studenten am Liebsten wohnten weil sie sich da in der Nähe der meisten Collegien befanden, und weil die Bewohner dieser Straße dafür bekannt waren, vorzugsweise mit Studenten umgehen zu können. Die untersten Stockwerke dienten den adeligen Studenten zur Wohnung, die sich auf der Akademie befanden, um den ziemlich nichtssagenden Titel eines Doctors der Rechte sich zu erwerben. In dem darüber sich befindenden Stock wohnten die Studenten der Medizin, während die obersten Geschosse gewöhnlich mit Theologen besetzt waren, deren Vermögensumstände keinen großen Aufwand gestatteten.

In einem der großen Häuser im ersten Stock ging es lustig zu. Das Zimmer, in das wir den Leser einführen, war geräumig und hoch, und so meublirt, wie man das von dem Zimmer eines Studenten, dem es

nicht an Mitteln gebricht, seinen Launen und Grillen nachzukommen, erwarten kann.

Die Wände waren mit Kupferstichen behangen, welche schöne Frauenzimmer in allerlei reizenden Attitüden darstellten. — Ferner Degen, Floretts, Fechthandschuhe und Drahtmasken. An einer Seite hing eine Anzahl Jagdgewehre, Pistolen und Peitschen, und in einer Ecke lag ein schöner Reitsattel.

Ein großer Bücherschrank nahm die ganze eine Wand ein, und in demselben lagen die bedeutendsten Werke in schönen Bänden, unordentlich und mit Staub bedeckt durcheinander.

Von dem Allen stachen die kostbaren Spiegel und mit dem Glanz der Neuheit überzogenen Meubles merkwürdig ab, und für den Maler, der ein Gemälde von Reichthum und Unordnung hätte darstellen wollen, hätte das Zimmer ein gutes Modell geliefert.

Fünf junge Leute, nachlässig und gefällig gekleidet, wie Studenten pflegen, saßen rund um den Ofen, in dem ein helles Feuer hoch aufloderte, und das schon halbdunkel werdende Zimmer mit einem geselligen Licht erhellte. —

Der Herr des Zimmers, der in einer bequemen Stellung sich an den marmornen Kamin lehnte, war ein Jüngling von neunzehn bis zwanzig Jahren, dessen stolzer Blick und regelmäßige Gesichtszüge im ganzen Sinne des Wortes schön genannt zu werden verdienten.

Sein dunkles Auge drückte Stolz, Lebhaftigkeit und Leidenschaft aus, eben so wie das Lächeln, das um seinen Mund spielte, über dem er einen kleinen schwarzen Schnurrbart trug.

Seine langen schwarzen Locken hingen an der edlen Stirn bis auf die Schultern herab, und waren von einer kleinen rothen Sammetmütze bedeckt, die von der schwarzen Farbe der Haare angenehm abstach.

Ein großer umgeklappter Halskragen und ein schwarzes seidenes Tuch, das lose um den Hals hing, gaben dem Ganzen ein gefälliges und leichtes Ansehen, das mit der steifen Kleidertracht von 1818 ganz im Widerspruch war.

Ein grüner Jagdrock mit silbernen Knöpfen, auf denen allerlei Wildwerk und Jagdgeräth abgebildet war, umschloß seine schlanke Gestalt, während weiße hirschlederne Beinkleider und hohe Reitstiefeln mit silbernen Sporen seine Kleidung vollendeten.

Er streichelte abwechselnd die drei schönen Jagdhunde, die sich um die Ehre stritten, ihre schönen Köpfe an das Knie ihres Herrn anzuschmiegen, während dieser unaufhörlich seine Gäste zum Trinken aufforderte.

„Kommt, folgt meinem Vorbilde!“ rief er. „Ich mag die leeren Gläser nicht, darum schenke ich das meinige immer voll, ein volles Glas kann ich nicht stehen lassen, und trinke es darum jedes Mal aus.“

Die Mahnung war eigentlich ganz überflüssig;

die Anzahl leerer Flaschen, die auf dem Tische standen, bewies hinlänglich, daß die Gäste im Gebrauch des Weines nicht sparsam gewesen waren.

„Der Wein ist vorzüglich!“ sagte der Eine, langsam sein Glas ausschlürfend. „Wenn mein alter Herr nicht so verteufelt geizig wäre, würde ich Euch Alle einmal zu mir einladen; es ärgert mich, daß ich es jetzt nicht kann; der Alte schickt kein Geld, und kein Weinhändler will mir mehr eine halbe Flasche auf Pump geben; das Geldpumpen will auch nicht mehr gehen, seitdem der Alte sich geweigert hat, den Wechsel Israels, des Pumpiers, zu bezahlen. Ich hatte ihm einen Wechsel von dreihundert Thalern auf meinen Alten für hundert Thaler verkauft — aber der Wechsel ist niemals bezahlt worden, und der verfluchte Jude hat diese Geschichte überall herumgetragen, so daß in ganz Jena kein Philister mehr zu finden ist, der Carl Blank auch nur einen Thaler pumpt.“

„Das genirt nicht,“ rief der Herr des Zimmers; „für Kost, Kleidung und Hausmiethe brauchst Du immer nicht zu sorgen, das bezahlt der alte Herr, und mein Weinkeller ist gut genug versehen, um Deinen immerwährenden Durst zu stillen; auch habe ich stets ein gutes Pferd für Dich im Stalle.“

„Das weiß ich; aber es ist mir nicht lieb, immer auf Deine Kosten zu zehren. — Aber sage mir doch einmal, Gus, wie hast Du es angefangen, so auf ein=

mal Deine Bären abzubinden und stets so mit Geld versehen zu sein?“

„Beichte uns,“ rief ein Anderer, „ich will verdammt sein, wenn ich nicht auch das Mittel anwende,“ und aufgeregt durch den Wein, schlug er mit aller Macht auf den Tisch. „Komm, Stein! Zeige Dich wie ein braver Studio, und verhilf Deinen Brüdern auch zu einer solchen Goldmine, wie Du entdeckt zu haben scheinst.“

„Niemand kann mehr darum verlegen sein wie ich,“ ließ Carl Blank sich wieder vernehmen. „Vorigen Monat schrieb ich dem Alten um Geld, und was meint Ihr, daß er mir geschickt hat?“

„Vielleicht ein paar hundert Thaler,“ sagte der Herr des Zimmers.

„Gott bewahre mich! — zweihundert Thaler! — Wenn ich so viel hätte, würde ich gleich fragen, was Jena kostet; nein — baare zehn Thaler in einem Briefe, der eine lange Ermahnung zur Sparsamkeit u. s. w. enthielt. Vorgestern spielte ich im Adler, dem einzigen Orte, wo man mir noch pumpt, mit einem Offizier; ich verlor vier Thaler und bin ihm diese auf mein Ehrenwort schuldig geblieben; aber bis heute habe ich sie noch nicht bezahlt; ich darf nicht mehr in den Adler gehen, aus Furcht, den Offizier dort anzutreffen.“

„Stille, das sind Ehrenschulden! Spielschuld muß sogleich bezahlt werden,“ rief Gustav Stein.

„Du hast gut Sprechen. Vor einiger Zeit würdest Du nicht so gesprochen haben,“ sagte Carl Blank ärgerlich.

„Wenn man kein Geld hat, muß man nicht spielen,“ fügte ein Anderer hinzu, der bis dahin geschwiegen hatte.

„Zu dienen, Junker von Raden! Ich spielte, um zu gewinnen, und nicht, um zu verlieren. Hätte ich vorher gewußt, daß der verfluchte Offizier besser spielte wie ich, hätte ich mich wohl gehütet, die Karten in die Hand zu nehmen — aber das Glück war mir ungünstig, wie es überhaupt immer ist, bei Allem, was ich thue.“ —

„Ein Student darf sich um solcher Kleinigkeit halber nichts vergeben,“ rief der Herr des Zimmers und zog seine Börse hervor. „Nimm das, Carl, und bezahle dem Offizier Deine Schuld. — Warum hast Du es nicht schon früher von mir verlangt?“

„Ich danke Dir! Ich schäme mich nicht, dies Geld anzunehmen, weil ich, wenn ich die Mittel hätte, eben so handeln würde; außerdem gebe ich es, sobald ich kann, wieder zurück. — Ich sage dies den Herren, die mich mit Augen ansehen, als wäre ich ein gemeiner Kerl, die es aber nicht zu sagen wagen, weil sie wohl wissen“ — und hierbei schlug er sich auf die gewölbte Brust — „daß Carl Blank, wenn er auch bis über die Ohren in Schulden sitzt, und wenn ihm auch Nie=

mand mehr pumpen will, dennoch jeden Augenblick des Tages bereit ist, das Gegentheil zu beweisen."

„Pax, pax, Ihr Herren! Kein Streit!" rief der Herr des Zimmers. „Wir sind bei einander, um zu trinken und lustig zu sein, und nicht, um zu streiten; wir sind Alle Studenten und darum Brüder, Einer muß dem Andern helfen. Allons! die Gläser gefüllt, fraternitas! und wer sein Glas nicht leert, ist ein Lump, des Namens eines Studenten unwürdig. Allons, fraternitas et amicitia inter nos! Fraternitas et amicitia inter nos!" wiederholten Alle, und der Friede war wieder hergestellt.

„Und nun die Erzählung von der Goldmine!" rief Carl. „Immer zu, Gus, Du glückliches Adamskind, die Goldmine, Du Schatzgräber!"

„Wenn ich eine Goldmine entdeckt hätte, da säße ich wahrhaftig nicht hier in Jena und studirte Medicin, — da müßte ich eine prächtige Equipage haben, alten Wein wie im Keller zu Heidelberg, schöne Mädchen, wie die, die hier an der Wand hängen, und ein Schloß, wie das des Baron von Raden."

Der Ju ker von Raden lächelte stolz.

„Nun denn eine Silbermine," rief Strahlhausen, „oder eine Kupfer- oder Bleimine, gleichviel, wenn sie uns nur so viel einbringt, daß wir ebenso wie Du unsere Bären abbinden und mit großen Thalern in der Tasche rasseln können."

„Wenn man Dich sprechen hört, sollte man glauben, daß ich die Schätze von Peru besäße," war Gustav Steins Antwort. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Euch auf die Idee gebracht hat, daß ich mit einem Male so reich geworden sei."

„O, wir sind nicht blind," entgegnete Carl, „und keine Narren. Als Dein Vater vor zwei Jahren starb, bekanntest Du uns offen heraus, daß das Wenige, was er Dir hinterlassen, lange nicht ausreichen werde, um davon leben und Deine Studien fortsetzen zu können. Du verließest Deine Wohnung in der Collegienstraße und bezogst ein Dachkämmerchen am Markt, Du aßest des Mittags im Bären für einen Groschen; die Bücher, die Du entbehren konntest, verkauftest Du, und man sah Gustav Stein nirgends als in seiner Dachkammer, wo er bis spät in die Nacht ochs'te. Das war schön," fuhr der von Wein aufgeregte Sprecher fort, „sehr schön, und ich möchte, daß ich es auch so machen könnte; aber mache Du einmal die menschliche Natur anders! Alle die Pläne, die ich entwerfe, werden, mit Ausnahme derer, daß ich ausgehen und Suiten reißen will, zu Wasser! Woher das kommt, das weiß ich selber nicht. Aber es geht auch Niemanden etwas an. Jeder hat seine schwache Seite. — Um auf Dich zurückzukommen, Gus, Du hattest damals, als Dein Vater starb, viele Schulden, und die Nachlassenschaft war so gering, daß es Dir unmöglich war, etwas abzuzahlen.

Du wirst mir zugeben, daß Deine Kleider, ich sage es nicht, um Dich zu beleidigen, im Gegentheil — alle Kennzeichen von Alter und langem Getragensein hatten. Deine Manichäer ließen Dich in Ruhe, weil sie von der Unmöglichkeit überzeugt waren, jemals etwas von Dir zu erhalten, aber sie schimpften deswegen nicht weniger auf Dich. Aber siehe da! Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, daß Gustav Stein, Studiosus der Medicin, alle seine Schulden bezahlt habe — er selbst erschien wiederum fein gekleidet, verließ sein elendes Dachkämmerchen, und bezog ein paar schöne Zimmer im ersten Stock in der Collegienstraße. Jetzt sieht man den Herrn Gustav in allen Weinkneipen, in der Manége, auf jedem Ball, und jeden Augenblick im Theater zu Weimar; die Taschen hat er stets voll Geld, und Niemand hat einen Pfennig bei ihm zu fordern. Ich überlasse es jetzt eines Jeden eigenem Urtheil, ob Du nicht eine Gold=, Silber=, Kupfer= oder Bleimine entdeckt haben mußt, oder ob nicht eine Zaubrerin Dir die Macht gegeben hat, Alles, was Du anrührst, in Gold zu verwandeln?“

„Was Zaubrerinnen anbelangt,“ rief der Junker von Raden, „so glaube ich hieran eher, als an Gold= und Silberminen, — aber daß die Zaubrerin jung und schön sei, daran zweifle ich nicht wenig,“ — und dabei lächelte er bedeutsam.

„Ich verstehe Dich nicht," gab Gustav ihm gleichgiltig zur Antwort.

„O, glaubst Du, daß ich die Zaubrerin nicht kenne," fuhr von Raden lachend fort; „ich brauche sie nur zu nennen, und Jeder von uns wird bekennen, daß ich die Wahrheit sprach, wenn ich sie Alles außer schön und jung nannte."

„Wer ist sie? Wer? Wer?" riefen Strahlhausen und Blank auf einmal, „damit auch wir im Interesse unserer Gläubiger und unserer leeren Beutel zu ihr unsere Zuflucht nehmen können?"

„Nun denn, meine Herren, meiner Meinung nach ist die Zaubrerin, die eine so glückliche Umänderung in Gustav Steins Vermögensumständen hervorgebracht hat, Niemand anders, als die alte bucklige Witwe des Goldschmidts aus der langen Straße!"

Ein allgemeiner Jubel erscholl, als von Raden diese Worte ausgesprochen hatte.

„Das schadet nichts!" rief Carl Blank, „und wäre das Mensch auch so häßlich wie die Nacht, ihr Geld ist gut."

„Ich verstehe nicht, was der Junker von Raden mit diesem Witz sagen will," äußerte Gustav in einem nichts weniger als freundlichen Tone.

„O, das bedarf keiner weiteren Interpretation," rief Carl Blank, „wir verstehen ganz wohl, was von Raden sagen will; die Goldschmidtswitwe ist alt und

häßlich, aber das verhindert nicht, daß sie noch gern einmal geküßt und geherzt sein mag, und Gustav hat ganz Recht, daß er seine Küsse u. s. w. u. s. w. sich theuer bezahlen läßt, ich würde es auch so machen."

„Was?" rief Stein in die Höhe fahrend. „Wolltest Du das sagen, Junker von Raden?" und dabei blickte er den Studenten, an den er seine Worte richtete, drohend an.

Gustav Stein durfte nicht die geringsten Ansprüche auf Schönheit machen, sein feuerrothes Haar, sein eben so rother Knebelbart und seine schielenden Augen gaben ihm ein abstoßendes Aeußere, das jetzt nicht wenig durch die Wuth, die aus jedem seiner Züge sprach, erhöht ward. —

„Carl Blank hat ganz richtig den Sinn meiner Worte errathen," sagte von Raden, „und dabei hinzugefügt, daß er ebenso handeln würde, wie Du; aber hierin bin ich ganz anderer Meinung; denn mir kommt diese Handlungsweise vor, wie eine niedrige und gemeine, unter der Würde eines Studenten, wenn er um Geld einem Weibe Liebe heuchelt, und —"

„Und Du hältst mich einer solchen Gemeinheit für fähig!" schrie Gustav, von Raden unterbrechend.

„Ho ho! Herr Stein! Nimm nur nicht einen so stolzen Ton an und sprich so hochfahrend von Gemeinheit und dergleichen; ich bin der Einzige nicht, der Dich zuweilen in die Wohnung der fünfundsechzigjährigen

Witwe hineinschlüpfen sieht, und dann weiß ich auch noch etwas, was nur allzusehr für die Wahrheit meiner Behauptung spricht."

„Beweise was Du sagst, oder ich erkläre Dich für einen ehrlosen Schelm!" rief Stein, obgleich Das, was von Raden gesagt hatte, ihn sichtbar ergriff.

„Du wirst Dich wohl erinnern, daß Du unlängst mit einem Fremden in der Sonne spieltest und eine ziemliche Summe verlorst. Du hattest das nöthige Geld nicht bei Dir und batest den Fremden, einige Augenblicke zu warten, worauf Du das Haus verließest. Ich war neugierig zu erfahren, wo Dein Kassirer wohne, und folgte Dir; Du gingst in die Wohnung der Goldschmidtswitwe, und als Du wieder herauskamst, waren Deine Taschen gefüllt."

„Ein Spion ist ein Feiger, ein Elender," sagte Gustav zitternd vor Wuth; „ich hätte nicht gedacht, daß ein Edelmann sich zu der Rolle eines Spions erniedrigen würde!"

„Feige und elend ist Der, der ein altes Weib liebkos't, um seine Taschen zu füllen!"

„Sage mir, wenn Du kein Schurke bist, daß ich das thue!" rief Gustav, eine drohende Haltung annehmend. —

„Pax, pax! Der Teufel hole den Ersten, der wieder Streit sucht," rief der Herr des Zimmers, „man

könnte wohl glauben, daß auch ich meine Zuflucht zu der reichen Goldschmidtswitwe nähme; denn auch ich komme zuweilen in ihr Haus, wo der Herr Marcel wohnt; dieser Herr hat meine Angelegenheiten in Händen, und wer sagt Euch, daß Gustav nicht auch Geschäfte mit Herrn Marcel hat?“

Gustav Stein wandte sein Gesicht ab, um den Eindruck zu verbergen, welchen diese Worte auf ihn machten.

„Also kein Wort mehr von Geld und Geldangelegenheiten,“ fuhr Siegfried fort; „füllt die Gläser!“ Und mit wohltönender Stimme fing er zu singen an:

„Pro salute horum
Amicorum!“

in welchen Gesang Alle mit lauter Stimme einfielen.

Dieses Lied hatte die Stimmung auf den höchsten Gipfel gebracht, und Alle beeiferten sich auf die lustigste Weise, den Flaschen des freigebigen Wirths ihr Recht anzuthun.

„Was scheert das mich, ob die Bären brummen und die Taschen leer sind, ich habe Wein, so viel als ich trinken will, und die Mädchen sind mir nicht abgeneigt. Die Mädchen aus Jena, Ihr Herren, die uns Alles vergessen machen und uns den Aufenthalt hier versüßen, sie leben!“

„Sie leben! Und vor Allen Magdalena!“ rief

Strahlhausen. „Die blonde Magdalena, la sultane favorite unseres Wirths!“

„Magdalena!“ rief Siegfried, „die, obgleich nur eines Gastwirths Tochter, durch Tugend und Schönheit doch eine Königin zu sein verdiente, Magdalena Frank lebe!“ —

„In der That,“ sagte Carl Blank, „ich kenne kein schöneres Mädchen, als Magdalena Frank, ein Gesicht wie Venus, eine Gestalt wie Juno, geschmeidig wie Diana, lustig wie ... wie ... Nun, einerlei! Sie ist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe, und dem wird Niemand widersprechen.“

„Und dabei hat sie Manieren, die man bei einer Wirthstochter nicht suchen würde; ich glaube nicht, daß man irgendwo ein sittlicheres Mädchen finden kann.“ —

„O, was die Sittlichkeit anbelangt, ich will wetten um Alles was ich besitze, das jedoch leider sehr wenig ist, daß es keine Sittlichere giebt; — letzthin, als ich sie küssen wollte ...“

„Du wolltest sie küssen? ...“ rief Siegfried aufspringend.

„Nun ja, das ist meine Gewohnheit, wenn ich in eine Kneipe komme und ein hübsches Mädchen sehe; aber sie wußte mich auf die geschickteste Weise von der Welt abzuwehren ...“

„Sie hatte Recht, bei Gott, sie hatte Recht!“ rief Siegfried.

„Fahre nur nicht so auf,“ rief Carl Blank, „Du kannst auch kein Mädchen ungeküßt lassen, wenn sie hübsch ist ...“

„Das mag sein,“ sagte Siegfried, „aber ich werde es nicht dulden, daß Jemand es wage, Magdalenen zu küssen.“

„Still, still! — Hört doch!“ rief Strahlhausen, „Siegfried will allein das Recht haben, die schöne Magdalena zu küssen.“

„Ich habe die ehrlichsten Absichten mit Magdalena Frank,“ fiel Siegfried ihm in's Wort, „ich betrachte sie als meine Braut, und will, daß man sie als solche respektire.“

Gustav und der Junker von Raden brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Findet Ihr das, was ich sage, so lächerlich?“ frug Siegfried zornig.

„Wahrhaftig nicht,“ sagte der Junker von Raden, „aber ist es wirklich Dein Ernst, Magdalena heirathen zu wollen?“

„Ja,“ gab Siegfried zur Antwort.

„Und Du glaubst, daß Magdalena Dich auch liebt?“

„Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es gewiß! ...“

„Dann bist Du auf dem Holzwege, mein guter Siegfried," fuhr von Raden fort, „ich glaube, daß Du einen Nebenbuhler hast ..."

„Einen Nebenbuhler?"

„Ja."

„Wer ist es?"

„Er ist nicht fern von hier zu suchen. Er wohnt mit Dir unter Einem Dache.

„In diesem Hause? ..." frug Siegfried verwundert. —

„Ja, in diesem Hause.

„Sein Name, sein Name!"

„Hugo, Studiosus der Theologie."

„Hugo! Dieser?"

Es entstand während eines Augenblicks die tiefste Stille; Siegfried ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, und machte seinem Unmuthe in einem Strome von Verwünschungen Luft.

„Aber gieb mir doch Beweise, daß Das, was Du sagst, die Wahrheit ist."

„O, wir haben Beweise genug," antwortete von Raden. „War es nicht am vergangenen Dienstag, Gustav, als wir, von der Jagd zurückkommend, Hugo mit Magdalenen auf einer Bank im Garten sitzen sahen, ganz in ein vertrauliches Gespräch vertieft? — Wir schienen sie zu überraschen und zu stören; denn

sobald sie uns gewahr wurden, schlug Magdalena die Augen nieder, und Hugo sprang errôthend auf."

„Der verdammte Bube!" rief Siegfried.

„Ich habe ihn verschiedene Male mit Magdalenen spazieren gehen sehen."

„Und das hast Du mir nie gesagt?"

„Wer alle Teufel konnte wissen, daß Du Magdalena von der Rasenmühle zu Deiner Gattin machen willst!"

„Ich verstehe sehr gut, was Du sagen willst, Junker von Raden, ohne daß Du nôthig hättest, „von der Rasenmühle" hinzuzufügen."

„Der elende, nichtswürdige Theolog sollte es wagen, M..galenen zu lieben? ..." fuhr er fort. — „Wie ist es möglich, daß sie ihn nur anhört?"

„Ein Nebenbuhler!" rief Carl Blank. „Das muß ein Duell geben; wir haben schon lange keins gehabt! ..."

„Glaubst Du, daß Hugo sich wird mit mir schlagen wollen?"

„Er wird es müssen; ... ich werde ihn dazu zwingen."

„Unmöglich; ... der Bursche wird eben so wenig mit dem Schläger oder der Pistole umzugehen wissen, wie ein lumpiger Bauer, und er wird sich weigern, weil er bange vor dem Schießen ist."

„Er muß verdammt gut in den Wissenschaften bestellt sein.“

„Ach, ein Theolog!“ rief der Junker von Raden verächtlich.

„Er muß von Magdalenen abstehen!“ rief Siegfried. „Daß er es nie mehr wage, ein einziges Wort mit ihr zu wechseln, einen Blick auf sie zu werfen, oder bei Gott ...“

„Still!“ rief Gustav, indem er aufhorchte. — „Wenn ich nicht irre, so höre ich Deinen Nebenbuhler die Treppe heraufkommen.“

„Er soll augenblicklich Rechenschaft ablegen! ...“ rief Siegfried, aufgeregt durch den Zorn und den Wein. — „Er ist es, ich erkenne ihn an seinem schleichenden Gange. — — Rechenschaft soll er mir geben!“

„Laß Dich nicht durch schöne Redensarten von ihm irre machen, Siegfried! Er hat eine glatte Zunge, der Theolog.“

„Ich will ihn lehren, seine Augen nicht mehr auf ein Mädchen zu werfen, die sich ein Jurist ausgewählt hat!“ —

„Sei doch still, er möchte sonst Lunte riechen und sich davon machen ...“

Auf diese Mahnung entstand eine allgemeine Stille, gleich der Windstille, die dem Sturme vorausgeht, — eine gezwungene Ruhe, eine Spannung. —

Man hörte die Fußstapfen des Studiosus der Theologie vor der Thür.

Siegfried öffnete diese und rief, obgleich die Wuth seine Stimme beinahe gelähmt hatte:

„Komm herein, ich muß Dich sprechen! ...“

Neuntes Kapitel.

Der arme Student.

Hugo trat ein.

Der Studiosus der Theologie Hugo war zwanzig Jahre alt. Seine Gestalt war schlank und riesig wie eine junge Tanne, aber ermangelte doch aller männlichen Kraft, und alles des Stolzes, der einem zwanzigjährigen Jünglinge so wohl ansteht und ihn zum Manne macht. Bartlos und von weißer Haut, schien er viel eher ein Mädchen aus der feinen Welt zu sein, die zart und sorgfältig erzogen ist. Ebenso war sein Gesicht voll Ausdruck und schön und in vollkommener Uebereinstimmung mit seiner Gestalt, jedoch für einen Mann zu zart, so wie seine Züge zu fein gezeichnet. Eine hohe und edle Stirn verlieh seinen Augen eine besondere Lebhaftigkeit und einen geistreichen Ausdruck. Die großen blauen Augen erhöhten den Ausdruck des Gesichts, das durch die blasse krankhafte Farbe, die

der Röthe der Wangen Platz gemacht hatte, noch besonders hervorstach. Um den kleinen Mund spielte ein schmerzliches Lächeln, wodurch sich die Oberlippe etwas in die Höhe schob und ein paar Reihen schneeweißer Zähne zeigte. — Seine Haare, auf der Stirn nach beiden Seiten gescheitelt, rollten in lichtblonden Locken auf die Schultern herab.

Seine Kleidung bestand in einem kurzen schwarzen Sammtrocke, weiten schwarzen Tuchhosen, übergeklapptem Hemdkragen und schwarzem Barret, wie es die Maler tragen. Die ganze Kleidung, obgleich sehr reinlich, trug doch die unwiderlegbarsten Zeichen von Armuth und davon, daß sie oft unter der wiederherstellenden Hand des Schneiders gewesen war; unter dem linken Arm trug er eine kleine, von vielem Gebrauch nicht wenig abgeschliffene Mappe, eine hebräische Bibel, ein desgleichen Handbuch und ein griechisches Testament.

Als er eintrat, sah Hugo verwundert auf die fünf Anwesenden, die ohne ein Wort zu sprechen, ihn von Kopf bis zu den Füßen maßen, deren Blicke jedoch eben nicht als wohlwollender und freundlicher Empfang betrachtet werden konnten.

„Du hast mich gerufen,“ sagte er und seine Stimme klang angenehm und zierlich, „und ich bin gekommen; aber ich habe wenig Zeit, ich muß sogleich Unterrichtsstunden geben.“

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf diese Worte, und Hugo fuhr fort, nachdem er ihnen mit der Hand, gleichsam um Stillschweigen zu gebieten, gewinkt hatte: „O! deswegen schäme ich mich nicht; ich muß Stunden geben, weil ich nicht reich bin, und sonst unmöglich meine Studien würde fortsetzen können. Seiet also so gut und laßt mich wissen, meine Herren, was Ihr mir zu sagen habt.“

„Nimm erst Deine Mütze ab, wenn Du zu uns sprichst,“ brüllte Gustav und gab dabei einen solchen Schlag an die Mütze, daß diese nach der andern Seite des Zimmers flog.

Der Student wollte ruhig hingehen und seine Mütze wieder aufnehmen, als der Junker von Raden ausrief: „Allons, Karo, such!“

Ein großer Hund sprang auf diesen Befehl an Hugo vorbei und packte die Mütze zwischen seine Zähne, in demselben Augenblicke, wo sich der Student nach derselben bückte.

„Aufgepaßt!“ rief der adlige Student, und der Hund ließ drohend seine Zähne sehen und ein dumpfes Knurren hören.

Hugo stand unschlüssig, was er thun sollte.

Die Fünfe brachen in ein lautes Gelächter aus. Aber dieser Ausbruch von roher Ungezogenheit jagte Hugo das Blut in die Adern, und seine Wangen, eben noch so weiß wie Lilien, wurden hochroth. Er bückte

sich, riß die Mütze aus dem Maul des Hundes und gab diesem dabei einen so starken Stoß, daß er die Mütze los ließ und sich heulend unter den Stuhl seines Meisters verkroch.

„Verfluchter Kerl!“ rief der Junker von Raden, „wage es noch einmal, meinen Hund anzurühren, oder ich werde es Dir einstreichen!“ und dabei wies er auf die Hundepeitsche hin, die in seinem Knopfloche hing.

„Habt Ihr mich hierher kommen lassen,“ frug Hugo, dessen Muth durch den ersten Ausbruch wieder etwas abgenommen hatte, und der nun nicht ohne Furcht die drohenden Blicke wahrnahm, womit Alle ihn ansahen, „habt Ihr mich hierher gerufen, Ihr Herren, um mich zu beleidigen?“

„O! Nein, gewiß nicht!“ rief Gustav. „Pfui doch! Welch' ein Gedanke, Dich zu beleidigen? Gewiß nicht! Blos um uns über Dich zu amusiren, haben wir Dich hierher kommen lassen; blos deswegen! Komm, zeige Dich nicht so halsstarrig, tanze einmal, aber gut, hörst Du, Junker von Raden hat eine Peitsche.“

Hugo zitterte; aber jetzt nicht mehr aus Furcht, es geschah aus kaum zu bezwingender Wuth.

„Ich wüßte nicht, Jemanden von Euch jemals beleidigt zu haben,“ ließ Hugo sich vernehmen; „sollte dies jedoch der Fall gewesen sein, dann werde ich mich

verantworten; denn dann muß ein Irrthum stattgefunden haben."

„Bravo!" rief Gustav, „eloquentia Ciceronis! Nur weiter, der Anfang ist gut; aber steige erst auf diesen Stuhl, da können wir Dich besser sehen und hören."

„Auf den Stuhl, auf den Stuhl!" wiederholte der Chorus.

„Ihr Feiglinge!" rief Hugo. „Bei Gott, es gehört rechter Muth dazu, selbst Fünf einen Einzelnen, der sich noch dazu auf keine großen Körperkräfte verlassen kann, zu mißhandeln."

„Bravo, das geht gut, vortrefflich, setze Deine oratio fort, vir clarissime!"

„Schweig! Du sagst, Keinen von uns jemals beleidigt zu haben," rief Siegfried. „Du lügst, Schurke, Du hast mich beleidigt, mich!"

Hugo blickte Siegfried erstaunt an. „Ich erinnere mich nicht," hob er an; doch Gustav stieß in diesem Augenblicke Carl Blank mit solcher Heftigkeit gegen den Sprecher an, daß dieser gegen Siegfried anflog.

„Laß mich gehen," sagte er; „wenn Du willst, will ich Dir Rede st.hen, aber jetzt nicht."

„Nein, jetzt, jetzt!" schrie Siegfried ihm in's Ohr; aber doch etwas Mitleid fühlend mit dem Zustande, in welchem sich sein Nebenbuhler befand, fügte er gleich hinzu: „Laßt ihn ungestört sprechen, er hat Recht, es

ist feig, Alle zugleich über Einen herzufallen. Sprich jetzt, ich gebe Dir mein Wort, daß Niemand Dich mißhandeln soll," und der Blick, den er auf seine Kameraden warf, genügte, wenigstens sie einen Augenblick in Schranken zu halten.

„Und nun," fuhr Siegfried fort, „hast Du mit mir allein zu thun, und ich wiederhole Dir, daß Du mich beleidigt hast, daß Du ein Schurke bist, der verdient, so behandelt zu werden, wie wir Dich behandeln, wenn Du diese Worte geduldig anhörst und nicht den Muth hast, das Wort Schurke mit Blut auszuwetzen. Jetzt, denke ich, steht die Sache doch gleich, nicht wahr! Einer gegen Einen, darum wiederhole ich: Du bist ein Schurke!"

Hugo schwieg.

Er und Siegfried, diese Beiden bildeten in diesen Augenblicken einen sonderbaren Contrast.

So wie sie sich jetzt einander gegenüber standen, Siegfried mit seinem dunkeln feurigen Blicke, mit einem von Leidenschaft und Wein erhitzten Gesicht, die ungestüm wogende Brust darbietend und die Zähne fest zusammengepreßt — und Hugo mit seinem zarten Mädchengesicht, seinen blonden Locken, seiner blassen Gesichtsfarbe, ruhig und regungslos — schien der Eine ein böser Geist, der Andere ein guter Genius zu sein, die einander gegenüber stehen, um ein heiliges Gut zu erobern und zu vertheidigen.

„Du schweigst!“ schrie Siegfried, immer mehr durch Hugo's Schweigen erbittert; „willst Du, daß ich Dir durch einen Schlag in's Angesicht das Blut rascher durch die Adern treibe, damit Du fühlst, daß der kein Mann ist, der sich den Namen Schurke gefallen läßt?“

„Ich bin kein feiger Schurke,“ war Hugo's Antwort, „vielleicht besitze ich mehr Muth als Du!“

„Dann zeige ihn. Hier sind die Waffen, wähle den Schläger, der Dir der beste scheint; von Raden und Gustav Stein sollen meine Zeugen sein, Carl Blank und Strahlhausen Deine. Komm sogleich in's Eichenwäldchen vor der Stadt!“

„Einen Augenblick!“ erwiderte Hugo. „Ich will Dir beweisen, daß ich kein Schurke bin, und verwerfe ich auch Schläger und Pistolen; Waffen, die für meine Hand nicht passen. Du beleidigst, verhöhnst mich, greifst mich rücksichtslos an dem an, was mir das Theuerste ist, an meiner Ehre. Deine Worte jagen mir das Blut ungestüm und brausend durch die Adern, entzünden darin eine verzehrende Gluth, die Gluth der Rache weckt eine Stimme in meinem Innersten, welche mir zuruft: Hohn um Hohn, und doch, doch suche ich diese Gluth zu tödten, die Stimme der Rache zu unterdrücken, weil ich eine Mutter habe, die in mir ihre einzige Stütze findet, weil ich vielleicht bald als Religionslehrer die Worte predigen soll: Liebet eure Feinde,

segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen. O sagt! gehört hierzu kein Muth?"

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, fand einen merklichen Anklang in dem Herzen des wilden Studenten; er sah einige Augenblicke unverwandt vor sich nieder; doch als schämte er sich dieses Gefühls, das sich seiner einen Augenblick bemeisterte, rief er aus:

„Du sprichst gut; was Du sagst, ist schön und gut gesprochen; aber wer es für unerlaubt hält, sich zu schlagen, der muß sich auch in Acht nehmen, Jemanden zu beleidigen, und Du hast mich beleidigt."

„Aber in des Himmels Namen, womit habe ich Dich denn beleidigt?" fragte Hugo.

„Du wagst es noch, danach zu fragen?" fuhr Siegfried ihn an. „Was führt Dich so oft nach dem Wirthshause zur Rasenmühle?"

Hugo erblaßte und schlug die Augen zu Boden.

„Ha! Du bist verrathen!" rief Siegfried. „Du hast es gewagt, mit dem Mädchen, das ich verehre, anbete und liebe, das einmal meine Gattin werden soll, von Deiner nichtswürdigen Liebe zu sprechen!"

„Magdalena Frank?"

„Ja, eben die! Magdalena Frank!" rief Siegfried.

„Magdalena! Magdalena! O mein Gott! mein Gott!"

Hugo wankte einige Schritte vorwärts; sein Gesicht nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an; seine Augen schlossen sich und bewußtlos sank er in einen Stuhl zurück.

„Was ist das?“ rief Siegfried erschrocken und blickte ihn bewußtlos an. Gustav ergriff die Hand des gequälten Jünglings und fühlte nach seinem Pulse.

„Es ist nichts, er wird bald wieder zum Bewußtsein kommen,“ sagte er.

„Laßt uns ihn von hier entfernen,“ schlug der Junker von Raden vor; „ich kann eben nicht sagen, daß die Gegenwart dieses Burschen besonders angenehm ist.“

Siegfried klingelte und ein Diener trat ein.

„Bringe diesen da,“ befahl er dem kräftig gebauten Bedienten, „nach oben, in die Kammer seiner Mutter.“

„Und,“ fügte Gustav boshaft hinzu, „sage seiner Mutter, daß Du ihn in diesem Zustande auf der Straße gefunden hättest, und daß Du glaubst, er sei betrunken.“

Der Diener wollte Hugo in seine kräftigen Arme nehmen; aber im selbigen Augenblicke kehrte dieser zum Bewußtsein zurück — er hatte Gustavs letzte Worte gehört.

„Nichtswürdiger!“ donnerte er ihm entgegen,

mit alle der Kraft, welche die Verzweiflung dem Schwachen giebt, „Judas Ischarioth! Willst Du mich in den Augen meiner Mutter erniedrigen, ihr Betrübniß bereiten? Jetzt ist meine Geduld zu Ende; von Dir, Elender, dulde ich ferner weder Hohn noch Schmach," und in blinder Wuth fuhr er auf Gustav los.

Aber ach! Was vermochte der schwache Jüngling gegen den riesenstarken Studenten!

Lachend und spöttisch, als habe er ein Spielzeug vor sich, ergriff dieser die zarten kraftlosen Hände mit seiner geballten Faust und sagte: „Bemühe Dich nicht, mein bester Freund! Denke an die zierliche Rede, die Du soeben gehalten hast, und laß Dich nicht durch Leidenschaft hinreißen, denn das würde nachtheilig auf Deine Gesundheit einwirken, ja tödtlich für Dich sein können, und Deine Mutter würde ihren wohlgerathenen Sohn verlieren."

„O! daß ich die Kraft nicht besaß, Dich in diesem Augenblicke zu vernichten!" jammerte Hugo, indem er in machtloser Wuth die Hände rang.

„Sunt pia vota!" rief Gustav, „pia vota, die wohl nie in Erfüllung gehen werden. Mit der elenden Kost, die Du issest und ein Mal Fleisch die Woche, bekommst Du so kräftige Arme nicht!" und er warf einen stolz vergnügten Blick auf seinen armen Gegner.

„Jetzt fängt es doch an, mich zu langweilen," sagte nun seinerseits der Junker von Raden, „mach'

doch der Sache ein Ende, Siegfried, und laß den Burschen zur Thür hinauswerfen."

„Ich weiß auch wahrhaftig nicht, was er hier noch soll," setzte Carl Blank hinzu .

„Laß ihn los!" befahl Siegfried, und als Gustav diesem Befehl gehorcht hatte, sagte er: „Jetzt kannst Du gehen; aber wage es nicht, jemals wieder einen Blick auf Magdalena zu werfen, oder ich werde Dich so züchtigen, wie ich mit dem umzuspringen gewohnt bin, den ich zu tief unter mir stehend erachte, um ihm mit dem Schläger in der Hand Genugthuung abzufordern. Jetzt weißt Du, wovor Du Dich zu hüten hast, fort jetzt!"

„Niemals, niemals werde ich mich zwingen lassen," ... sagte Hugo, doch bevor er noch diese Rede vollenden konnte. hatte Gustav ihn angepackt, ihn zur Thür hinausgeschoben und diese zugeschlagen.

Hugo hielt sich an dem Treppengeländer fest und weinte. Er, der feinfühlende Jüngling, war an dem empfindlichsten Flecke beleidigt worden, man hatte ihn erniedrigt, verhöhnt, verspott.t; ihm seine Armuth vorgeworfen — seine reine Liebe für Magdalena.... weiter vermochte er nicht zu denken. Er drückte die brennend heiße Stirn, in welcher ein Gedanke den andern mit der Schnelligkeit eines reißenden Bergstroms verdrängte, gegen die kalte Wand; dann faltete er

die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und betete:

„Von Dir erwarte ich Kraft und Beistand, lehre Du mich in Dir stark sein, Vater, und auf Dich vertrauen!“ dann eilte er die schmale Stiege hinauf, die nach dem obersten Stocke führte. —

Bei Siegfried ward das Gelag fortgesetzt und die Gläser wurden tapfer geleert.

„Morgen!“ jauchzte Gustav, „wird der Maibaum gepflanzt! Da wird es in dem Wirthshause zur Rasenmühle, nach alter Gewohnheit, lustig hergehen — wer geht mit dahin?“

„Ich,“ rief von Raden.

„Und ich, wenn Siegfried mir ein Pferd leihen will,“ sagte Carl Blank, „denn kein Philister will mir mehr eins leihen, bevor die Rechnungen bezahlt sind.“ —

„Du kannst einen Fuchs bekommen,“ sagte Siegfried.

„Und ich werde versuchen, den Braunen von Ransberg zu kriegen,“ sagte Strahlhausen, „das ist der einzige Pferdephilister, bei dem ich noch nicht in der Kreide stehe. Also morgen nach der Rasenmühle!“

„Morgen mit den Bauerdirnen um und unter dem Maibaum!“

„Wir treffen uns in der Rasenmühle!“

„Und Vater Franks Rheinwein soll herhalten!“

„Ja, Siegfried, wir trinken auf die Gesundheit seines künftigen Schwiegersohnes!“

Zehntes Kapitel.

Das Maifest.

Die Studenten hatten sich nicht getäuscht. In der Wirthschaft des Vater Frank zur Rasenmühle, ungefähr eine halbe Stunde vor Jena gelegen, ging es lustig her. Ein großer Maibaum, mit Bändern und buntem Papier ausgeschmückt, war vor der Thür der Wirthschaft aufgepflanzt; die Scheune stand voll von buntbemalten Wagen, die Bauern aus der Umgegend nach dem Feste gebracht hatten. Auf den Bänken rund umher saßen frische Bauerburschen, stolz auf ihren Sonntagsstaat, und hübsche Bauerdirnen, die mit Wohlgefallen auf die großen goldenen Kreuze sahen, die an sammtenen Bändern auf ihrer Brust hingen; doch nicht so steif und unverwandt — denn dann und wann schielten sie auch einmal nach den Studenten hin, die sich lustig und voll Lebensmuth unter die Menge misch-

ten, und die an ihrer kleidsamen Tracht leicht zu unterscheiden waren.

Hier sah man ein Häuflein um den Tisch sitzen, wo die Durstigen sich am perlenden Wein in blankgescheuerten Krügen erlabten. Fröhlich hoben sie ein bekanntes Lied an, in das die Andern nach und nach mit einstimmten.

Etwas weiterhin trabten junge Bauern um einen Preis, auf ihren schweren, wie für den Pflug geschaffenen Pferden, die alle Eigenschaften besaßen, die ein Harttraber nicht haben soll. Hier versuchte ein Student, einem hübschen Bauermädchen den Hof zu machen, das ihn mit ländlicher Koketterie anhörte, und in ihrem Gespräch mit dem Musensohne die airs der großen Damen nachahmte. Um den Maibaum tanzten wohl zwölf Paare Hand in Hand, während Meister Joost, der alte Extrompeter, auf einer geborstenen Violine allerlei Walzer kratzte, und von seinem hohen Sitze, einer Tanne, mancherlei sonderbare Töne hören ließ, die stets von einem lauten Gelächter beantwortet wurden; sobald er aber sah, daß die Tanzlust etwas abnahm, etwas, was ihm keineswegs zum Vortheil gereichte, dann bat er durch ein paar gellende Striche hinter dem Steg der Violine um's Wort, welches Wort jedoch in nichts Anderm bestand, als daß er so hart wie möglich auf die Saiten seines Instruments zu streichen begann, indem

er mit schnarrender Stimme ein Lied dazu sang, ungefähr von dem Geschmack wie:

„Es ging ein Pater wohl über's Feld,
Es war im Mai, und der war schön,
Der Mai war schön!" —

worauf man sogleich einen Studenten eine Bank ergreifen und sich in die Mitte des Kreises setzen sah. Die Mädchen, deren Füße müde waren, fühlten ihre Kräfte wiederkehren, wie sie die beliebten Töne hörten und manches liebliche Stimmchen sang mit:

„Kommt, Pater, schafft der Nonn' ein Kind!"

oder etwas dergleichen.

Meister Frank, der Wirth zur Rasenmühle, war ein dicker, kleiner Mann mit rothem Gesicht, der mit seinen kurzen Beinen unaufhörlich hin- und hertrippelte, von jener geschwätzigen Art, die mit Jedem ein Gespräch anfängt — werden unsere Leser gewiß denken, denn die meisten Wirthe, die in den Romanen vorkommen, sind geschwätzig, geschäftig und dick — aber Meister Frank machte eine Ausnahme von dieser beinahe allgemein giltigen Regel; früher hatte er wohl mit einer blendend weißen Schlafmütze auf dem Kopfe und mit einer weißen Schürze vor, seine Gäste bedient; aber im Jahre 1818 hatte Meister Frank sein Schäfchen im Trocknen, er hatte gute Zeiten erlebt, und erlebte sie noch, so sehr er auch zu versichern pflegte, daß die früheren Zeiten unendlich viel besser gewesen seien, wie die gegenwärti-

gen. „Die Zeit macht Alles anders,“ sagt das Sprichwort; aber Niemand kann es leugnen, daß das Geld dieselbe Eigenschaft besitzt; denn seitdem Meister Frank einige tausend blanke Thaler im Kasten hatte, und weitläufige Ländereien besaß, hatte er aufgehört, seine Gäste zu bedienen, und überließ dies seinen Dienstleuten. Jeder, der den Wirth, statt Wirth oder Meister, Herr nannte, konnte versichert sein, von ihm als ein Mann von Bildung, der die Welt kenne und wisse, was einem Jeden zukommt, angesehen zu werden; ein solcher brauchte dann auch eine mit doppelter Kreide geschriebene Zeche nicht zu fürchten.

Meister Frank, oder lieber Herr Frank, stand da in einem stattlichen schwarzen Anzuge, der von Neuheit und Feinheit glänzte, und neben dem feinen Leinen, das an den Handgelenken und dem Hals zum Vorschein kam, nicht wenig Nettigkeit verrieth. Mit dem Hute auf dem Kopfe und die Hände kreuzweis auf dem Rücken zusammengelegt, stand er da auf der Treppe vor seiner Wohnung, in der Stellung eines Generals, der das Schlachtfeld übersieht, seinen Leuten mit der Gewohnheit Jemandes, der, wie das Sprichwort sagt, aus Nichts Etwas geworden ist, Befehle ertheilend. — Dann und wann sah man, flink wie ein Reh, ein Mädchen die zwei Stufen vor der Thür herabspringen, um dem Gesinde Anweisungen und Befehle zu ertheilen, — und sobald Magdalena erschien, stieß der eine

Bursche den andern an, um ihn auf das schöne Mädchen aufmerksam zu machen, — unabgewandt blieben die zahllosen Blicke auf sie gerichtet, bis sie wieder auf der dunkeln Flur des Hauses verschwand.

Und in der That, sie verdiente es, daß Aller Blicke sich auf sie wandten, daß sie die Verwunderung Aller auf sich zog.

Magdalena Frank war achtzehn Jahre alt, etwas unter mittler Größe, was sie jünger erscheinen ließ, als sie wirklich war, doch so wohlgebaut, so schlank, daß selbst der Allerwählerischste keinen Fehler an ihrer zauberischen Gestalt hätte entdecken können, während ihre kleinen Füße mit ihren niedlichen Händen ganz im Ebenmaß standen. Das Köpfchen, das auf einem Halse, so weiß wie der Flaum des Schwans, ruhte, war gerade geschickt dazu, den Kopf eines Junggesellen zu verrücken; denn in demselben blitzten ein Paar blaue Augen, heller wie der Himmel und sahen freundlich unter den dunkelblonden Augenbrauen hervor; ein frischeres Mündchen und rothere Lippen würde man schwerlich irgendwo gefunden haben, so wenig man wohl noch eine schönere Nase, noch eine weißere Stirn und lieblicher geröthete Wangen mit Erfolg gesucht hätte. Und wie viel trugen die blonden Haare, die in breiten Flechten zu beiden Seiten des Gesichts herabhingen, nicht zur Erhöhung aller dieser Schönheit bei!

Wußte Magdalena vielleicht, daß die wahre Schön-

heit keines Zierraths bedarf? Wir glauben es, denn warum sollte sie sich sonst wohl in das einfache weiße Kleid, so rein wie sie selbst, gekleidet, und blos ein rosenrothes seidenes Tüchelchen um den Hals geknüpft haben; aber vielleicht wußte sie, daß gerade die einfache Kleidung ihre Schönheit noch erhöhte. Denn umschloß nicht das weiße Kleid ihre Gestalt so, daß es noch mehr die ebenmäßigen Formen ihres schönen Körpers hervorhob, als das rothe Tuch die blendende Weiße ihres Halses erhöhte?

Dies sei für den Augenblick genug gesagt über Magdalena, die schöne Wirthstochter. Wenden wir den Blick jetzt nach dem Hügel, der sich hinter dem Wirthshause erhob und dessen frischer Rasenteppich von der freundlichen Maisonne beschienen ward.

Auf dem Hügel zeigte sich ein Mann auf einem schönen Pferde langsam den Pfad herabreitend, der nach dem Wirthshause führte.

Die Kleidung des Reiters sowohl als der Sattel und das übrige Reitzeug waren fein und kostbar; mit Einem Worte, Pferd und Reiter ließen auf das Unzweideutigste Wohlhabenheit, wo nicht Reichthum erkennen.

Der Reiter schien ein Mann von ungefähr sechs- oder siebenundvierzig Jahren zu sein; sein Gesicht hatte etwas Stolzes und Gebieterisches, und jeder seiner Gesichtszüge verrieth Etwas, wofür man schwer einen bezeichnenden Namen findet, das aber ausschließlich Eigen-

thum eines Mannes aus der großen Welt zu sein scheint.

Ungeachtet des Reichthums, den er zur Schau trug, lag doch etwas Düsteres und Trauriges über seinem Gesicht ausgebreitet, keine einzige fröhliche Färbung war darauf zu erkennen; seine Wangen waren bleich und seine Haare waren schon hin und wieder mit Grau untermengt.

Langsam ritt er den Hügel herab, und als er den Platz vor dem Wirthshause erreicht hatte, hielt er sein Pferd an, und erkundigte sich bei einem der Landleute nach dem Wirthe.

Man zeigte ihm Herrn Frank.

„Wie?“ frug der Fremde etwas verwundert, „jener schwarzgekleidete Herr ist der Wirth?“

„Ja, ja,“ gab ein Landmann zur Antwort, „das ist der Besitzer von unserm Wirthshause!“ und in dem Ausdrucke lag ein gewisser Stolz, als thue sich der Bauer nicht wenig darauf zu Gute, einen so stattlichen Wirth in der Dorfschenke zu haben.

Der Fremde näherte sich Herrn Frank, der sich herabließ, die Hand eben an den Hut zu bringen, als er gefragt ward, ob er der Wirth sei?

„Ich bin der Besitzer dieses Wirthshauses,“ gab Herr Frank zur Antwort.

„Dann ersuche ich Sie um eine Flasche guten Weines, etwas Fleisch und Brot; lassen Sie mein

Pferd in den Stall bringen, und ihm etwas Hafer geben, es ist erhitzt und müde."

„David!" rief Herr Frank, und auf diesen Ruf erschien ein Hausknecht, der das Pferd wegführte; Franz, ein anderer Knecht, setzte das Verlangte auf einen Tisch vor der Thür, von welchem Platze der Fremde das bunte Gewühl des Maifestes überschauen konnte.

Nicht weit von dem Platze, wo er saß, stand ein großer, langer Tisch, mit Bänken an beiden Seiten, der ganz mit Flaschen bedeckt war; vier Studenten saßen an demselben, und hielten einen lauten Wortwechsel mit ihren Commilitonen, die sich in den Kreis, der um den Maibaum tanzte, gemischt hatten.

Plötzlich sprangen drei Studenten aus der Reihe der Tanzenden und setzten sich mit am Tische nieder.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich heute auch nur einen Fuß wieder zum Tanzen ansetze!" rief der Eine, sich auf die Bank niederlassend, „ich bin eben so müde wie durstig. Schenk mir einmal ein, — ich will mich nach Bequemlichkeit ausruhen."

„Pfui, schäme Dich, Anton! Ich habe diesen Morgen schon früh angefangen, und weiß noch von keiner Müdigkeit."

„Du hast gut sprechen, Carl! Du bist hier zu Pferde angekommen; wenn Du Dich müde getanzt hast, setzst Du Dich wieder auf Dein Pferd, und ruhst auf demselben wieder aus; ich armer Teufel aber bin zu

Fuße von Jena gekommen, und werde wieder mit einer Gelegenheit zu Fuße dahin zurückkehren. Kurz, ich tanze nicht mehr. Komm her, noch einen Schluck! Sed nihil est in poculo!“ rief er, als er bemerkte, daß alle Flaschen leer waren.

„Dann will ich sie wieder füllen lassen!“ sagte Siegfried, und mit der Reitpeitsche auf den Tisch schlagend, rief er: „Wein!“

„Wahrhaftig, es ist mir ärgerlich, Dich immer zahlen zu sehen!“ rief Carl Blank.

„Nach dem Gebrauche zu rechnen, den Du davon machst, sollte man dies nicht glauben!“ bemerkte Gustav Stein.

„Siegfried hat auch für Dich manche Flasche bezahlt, als die Goldmine noch nicht entdeckt war,“ gab Carl etwas spitz zur Antwort.

„Kein Streit! ich habe Euch hierher eingeladen, es ist also auch nicht mehr wie billig, daß ich bezahle. Habeo pecuniam,“ und er warf seine gutgespickte Börse in die Luft, und fing sie geschickt wieder auf.

„Habeo pecuniam! ist das Schönste, was man sagen kann; aber auf mein Wort, ich habe dies nie thun können, ohne mich einer Lüge schuldig zu machen,“ sagte Carl Blank. „Wenn ich einmal meine zehn Thaler in der Tasche habe, glaube ich reicher zu sein, als ein König; hätte ich nun gar einmal eine solche Goldbörse wie Du, dann .... aber solch' ein Glück

wird wohl niemals Jemandem zu Theil, der Aeltern hat."

„Aeltern sind gewöhnlich geizig," bemerkte Strahlhausen; „aber beim Teufel, wie sollten auch Philister wissen können, was ein Student benöthigt ist! ... Aeltern sind stets freigebig mit Ermahnungen, aber knapp mit Geld."

„Ach!" rief Siegfried, „Aeltern sind weiter nichts, als ein überflüssiger Luxus und nur gut dazu, die Schulden ihrer Kinder zu bezahlen; aber es ist ein wahres Unglück, daß sie dies nicht einmal immer thun, wie ich mir habe erzählen lassen. Was mich anbelangt, so weiß ich aus eigener Erfahrung nichts davon; ich weiß gerade so viel von meinen Aeltern, wie eine Katze vom Siebengestirn, und kann eben nicht sagen, daß ich dies sehr stark beklage; denn die unaufhörlichen Ermahnungen und Predigten wegen Fleiß und Aufführung müssen verflucht langweilig sein. Ich bedarf keiner Aeltern, um meine Schulden zu bezahlen, denn es giebt Keinen, der etwas von mir zu fordern hätte; auch an Geld hat es mir nie gefehlt," und lachend warf er zum zweiten Mal die Börse in die Höhe, deren Inhalt einen schweren Metallklang von sich gab.

„In der That, Siegfried, Du bist ein wahres Glückskind, und doch möchte ich nicht an Deiner Stelle sein," sagte Carl Blank; „mich deucht, so ganz ohne Verwandte zu sein, so Niemandem anzugehören, so allein

auf der Welt zu stehen, ohne daß Jemand an Eines Glück oder Unglück Theil nimmt, das muß nicht angenehm sein; — meine Aeltern sind wohl etwas geizig und lassen mir mehr Ermahnungen zukommen, als mir lieb ist; aber wenn es auch anginge, so würde ich doch nicht mit Dir tauschen wollen."

Siegfried lachte und leerte sein Glas.

„Wenigstens würde ich nicht so gleichgiltig sein können," sagte ein Anderer; „ich würde wissen wollen, wer meine Aeltern gewesen, ob sie noch lebten, oder..."

„Laß uns hiervon schweigen," unterbrach ihn Siegfried, „meine Aeltern scheinen kein Interesse für mich gehegt zu haben oder noch zu hegen, woher ich denn auch wiederum meinerseits keins für sie hege. Ich weiß jedenfalls, daß ich welche gehabt habe, denn keine Regel ohne Ausnahme, ausgenommen die, daß jedes Kind Aeltern gehabt haben muß."

„Ich glaube noch immer, Siegfried, daß Du die Frucht einer geheimen Liebe von, der Himmel weiß, welchen durchlauchtigen Personen bist, und es sollte mich daher nicht Wunder nehmen, einmal unerwarteter Weise zu erfahren, daß Siegfried aus Jena in einer fürstlichen Equipage abgeholt worden, und daß der einfache Siegfried plötzlich in eine Durchlaucht oder irgend etwas der Art verwandelt worden wäre; in den Romanen kommen dergleichen Dinge noch häufig vor."

„Ich möchte wohl, daß er irgend ein Thronfolger würde,“ sagte Strahlhausen; „wie wollte ich ihn um eine gute Anstellung angehen!“

„Und ich nicht minder,“ fügte Carl Blank hinzu. „Wahrhaftig, was wir hier so im Scherz sagen, könnte wirklich einmal die Wahrheit werden!“

„Ha, ha, ha!“ lachte Siegfried. „Nun denn, ich lade Euch Alle im Voraus in meinen Palast ein, und verspreche Euch auf mein königliches oder kaiserliches Wort, je nachdem es ausfällt, daß Keiner von Euch Allen zu antichambriren brauchen soll.“

„Nein, aber doch sans raillerie et badinage,“ ließ ein Anderer hören; „wenn ich an Deiner Stelle wäre, so würde ich einmal ernstliche Untersuchungen nach meiner Geburt anstellen.“

„Ich werde mich wohl hüten!“ und Siegfried trillerte vor sich hin:

„Mais je suis ma foi
Plus heureux qu'un roi!“

Der vorige Sprecher fuhr in einem ernsten Tone fort:

„Aber höre, Siegfried; ich habe allen Grund zu glauben, daß der Name Siegfried von Ramsfort nicht Dein richtiger Name ist.“

„Und ich habe allen Grund zu glauben, daß Du die Wahrheit sprichst,“ sagte Siegfried scherzend, den Ton des Sprechers nachahmend. „Doch meine ich, daß

der Name von Ramsfort noch gar nicht so übel lautet, wenigstens würde ich ihn noch nicht für den Deinigen umtauschen, Jacob Voß. — Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich gern mit den Angelegenheiten eines Andern abgeben, und zu diesen gehört Jacob Voß."

„Scherz bei Seite, Siegfried; aber wäre es auch nur, um mich von meiner ehelichen Geburt zu überzeugen, so würde ich doch nach meinen Aeltern Nachforschungen anstellen."

„Du willst damit sagen, daß es nicht unmöglich ist, daß ich ein Bastard wäre."

Voß schwieg.

„Sage Deine Meinung nur ruhig heraus. Jemand, der selbst daran zweifelt, daß der Name, den er führt, sein wahrer ist, kann eine Vermuthung wie die, die Du soeben äußerst, nicht übel deuten; aber was geht es mich an, ob diese Vermuthung gegründet ist, oder nicht; so lange ich diese Musik hören kann," und er schlug auf die Tasche, in der die Goldbörse saß, „darf Niemand nach meinem Namen fragen. — Gold macht Alles gut, mein lieber Voß, und wenn man über Jemanden Nachrichten einzieht, dann frägt man gewöhnlich nicht nach seiner Geburt, sondern allein danach, ob er Geld hat oder nicht."

„Kannst Du Dich denn gar nichts mehr aus Dei-

ner Jugend erinnern, was auf Entdeckung Deiner Aeltern führen könnte?"

„Ja wohl, ja wohl, Siegfried, erzähle uns einmal Deine Lebensgeschichte."

„Wahrhaftig, die ist nicht sehr interessant und bereits den Meisten bekannt."

„Aber uns noch nicht!" riefen mehrere Stimmen.

„Nun, so hört denn: Daß ich geboren bin, ist etwas, was Niemand, selbst der berühmte Philosoph Berg nicht mir abstreiten wird."

„Recte!"

„Von meiner ersten Kindheit aber weiß ich mich nichts zu erinnern, als eines großen Gartens und eines Schlafzimmers mit rothsammtenen Gardinen."

„Auf denen Wappen mit Gold gestickt waren?" frug Voß.

„Davon weiß ich nichts mehr; aber laß mich fortfahren. — Noch ganz dunkel, wie ein Traum, schwebt es mir vor, daß ich eine Reise gemacht habe, und das ist Alles, was ich aus meinen Kinderjahren weiß."

„Warum sieht der da Dich so aufmerksam an, Siegfried?" flüsterte von Raden ihm zu, während er auf den Reiter hinwies, von dem wir schon oben gesprochen haben, und der an einem Tische, na e bei den Studenten saß. „Ich glaube, der belauscht uns."

„Da wird er nicht viel Besonderes zu hören be-

kommen und seine Bemühung sich leid werden lassen," antwortete der Student gleichgiltig; „laßt uns jetzt zum zweiten Kapitel übergehen, wie die Romanschreiber sagen. Deutlicher, wie an das eben Erzählte, erinnere ich mich an ein Bauernhaus mit einer großen Weide dahinter; ein alter Mann, der stocktaub war, pflegte in der Ecke des Ofens zu schlafen, und ein jüngerer Mann, eine Frau und drei bis vier Kinder waren da, mit denen ich spielte, aber deren Namen ich vergessen habe. — Am deutlichsten erinnere ich mich noch an einen großen Hund mit doppelter Nase, der in einem Loche unter dem Heuschober lag und Floor hieß, und mit dem ich viel Scherz hatte. Oft wollte ich mit hinaus auf das Land, wo der junge Mann arbeitete; und die Frau, die meine Spielkameraden bei dem kleinsten Versehen unbarmherzig züchtigte, war gegen mich immer außerordentlich freundlich und strafte mich nie, was ich auch immer für Unarten beging."

„Das Alles ist sehr klar," sagte Carl Blank, „Du bist wahrscheinlich von Deinen Aeltern auf das Bauerngut hingethan worden, Deine Aeltern bezahlten gut und darum durfte der junge Herr thun was er wollte. Wahrhaftig, Siegfried, Fortuna war mit Dir schon von Deiner ersten Kindheit an. Ich kann an meine Kinderjahre nicht zurück denken, ohne mich ganz außerordentlich vieler Schläge und Püffe zu erinnern."

„Und kam niemals Jemand, um nach Dir zu sehen?“ frug Voß.

„So viel mir erinnerlich ist, geschah dies allerdings,“ fuhr Siegfried fort, „denn es kam zuweilen vor, daß ich in meine besten Kleider gesteckt wurde, und daß dann zwei Damen kamen, die Milch tranken, mich küßten, und mich auf ihren Schooß nahmen; daß es vornehme Damen gewesen sein müssen, ging daraus hervor, weil, sobald sie in die Thür traten, Jeder den Hut in die Hand nahm, und selbst der alte Mann, der immer am Ofen schlief, diesem Beispiel folgte; denn der that dies sonst vor Niemand als vor dem Pastor.“

„Du magst sicherlich glauben, daß eine dieser Frauen Deine Mutter war,“ sagte Gustav Stein.

„Es hat allerdings ganz den Anschein!“

„Waren sie schön?“ frug Carl Blank.

„Wie Teufel willst Du, daß ich darauf antworten soll, oder glaubst Du, daß mir schon in meinem sechsten Jahre die schönen Mädchen in die Augen fielen?“

„Wenn Du Siegfried unaufhörlich unterbrichst, kommt er niemals mit seiner Erzählung zu Ende,“ rief der Junker von Raden, der an der Erzählung wenig Behagen zu finden schien. „Fahre fort!“

„Wie lange ich auf dem Bauerhofe blieb, weiß ich nicht; aber eines Abends — im Verlauf des Tages waren jene beiden Damen dagewesen und die eine der=

selben hatte mich mehr wie gewöhnlich geküßt, geliebkos't und dabei geweint — eines Abends also kam ein Herr in einem Wagen an, um mich abzuholen, man zog mir meine besten Kleider an und ich reis'te mit ihm ab."

„Das war gewiß Dein Vater!"

„Aber so schweige doch, Voß, und laß Siegfried erzählen!"

„Die Reise muß von langer Dauer gewesen sein, da ich mich deutlich erinnere, mehrere Nächte im Wagen geschlafen zu haben; endlich hielten wir vor einem altmodischen großen Gebäude still, und traten in dasselbe ein. Zu meinem nicht geringen Staunen sah ich hier nichts wie schon bejahrte Männer, in sonderbaren dunklen Trachten; später erfuhr ich, daß ich mich in einem Kloster befände, und daß die mich umgebenden Männer Mönche wären."

„Der dort scheint Deine Erzählung ganz besonders interessant zu finden," sagte Gustav und wies auf den Reiter hin, — „er ist wenigstens immer näher heran gekommen, und kein einziges Deiner Worte scheint ihm zu entgehen."

„Es ist vielleicht ein Schriftsteller, der aus Deiner Geschichte einen Roman machen will."

„Vielleicht!" sagte von Raden ungeduldig. „Erzähle weiter; Du warst also in einem Kloster?"

„Ja; einer der Klosterbrüder, den man Pater

Gerard nannte, ward mit meiner Erziehung beauftragt,“ fuhr Siegfried fort. „Er gab mir Unterricht in verschiedenen Sprachen und zugleich in den Lehren der katholischen Kirche. Er war ein sehr gelehrter Mann, dieser Pater Gerard, aber etwas streng und unfreundlich; was aber seine Frömmigkeit anbelangte, so wünschte ich nur den zehnten Theil davon zu besitzen, um sicher zu sein, in den Himmel zu kommen.

„Ihr werdet begreifen, daß das einförmige Klosterleben bald anfing, mich zu langweilen; denn außer Pater Gerard bekümmerte sich Niemand um mich; Jeder schien zu viel mit sich selbst zu schaffen zu haben. — Es war also eine angenehme Nachricht für mich, als Pater Gerard mir eines Tages die Nachricht brachte, ich solle am folgenden Tage das Kloster verlassen, während er mir bei dieser Gelegenheit eine Menge von Sittenlehren ertheilte, von denen ich Euch keine einzige mehr mittheilen kann, weil ich sie alle vergessen habe.“

„Ich schenke sie Dir,“ rief Carl Blank, „Sittenlehren habe ich mehr wie genug; denn sie wurden mir mit einer merkwürdigen Freigebigkeit von meinen, was Geld anbelangt, etwas geizigen Aeltern mitgetheilt.“

„Niemand kann freigebiger mit Rath und Ermahnungen sein, als mein Vater,“ setzte Strahlhausen

hinzu; „wenn er nur halb so freigebig mit dem Gelde wäre, da stände es gut.“

„Du verließest also das Kloster?“ unterbrach von Raden die Sprechenden, um allen weitern Abschweifungen ein Ende zu machen, und um Siegfried zur Fortsetzung seiner Erzählung anzuspornen.

„Ja; am folgenden Tage reis'te ich mit Pater Joseph ab, und verließ so als sechzehnjähriger Knabe das Kloster, das mir lange acht Jahre zum Aufenthalt gedient hatte. Der Name des Klosters und der der Gegend, in welcher es lag, sind mir bis heute unbekannt. — Nach einer langwierigen Reise kamen wir endlich in Jena an. Kaum waren wir hier angelangt, als wir uns sogleich zum Herrn Marcel begaben, der, wie ich Euch gestern Abend sagte, im Hause des Goldschmidts unten in der Langen-Straße wohnte. — Pater Joseph händigte dem Herrn Marcel einen Brief ein, den dieser mit großer Aufmerksamkeit durchlas, während sich Joseph entfernte; — ich habe diesen seitdem nicht wieder gesehen. —

„Als ich mit dem Herrn Marcel allein war, gab dieser mir zu erkennen, daß ich ihn betrachten müsse als den Geschäftsführer meiner Verwandten, daß es der Wunsch meiner Familie sei, daß ich in Jena die Rechtsgelehrsamkeit studire, und daß er mir stets die nöthigen Gelder auszahlen werde, um auf einem uneingeschränk-

ten Fuße zu leben, sowie, daß er ersucht worden sei, über mein Betragen und meinen Lebenswandel ein wachsames Auge zu haben. Ich frug ihn darauf, wie natürlich, ob er mit meiner Familie bekannt sei, welche Frage er bejahend beantwortete, worauf ich ihn bat, mir einige Nachrichten von meinen Aeltern zu geben; er gab mir jedoch eine so verwickelte Antwort, daß ich hieraus und aus andern Dingen, die ich Euch schon früher einmal mitgetheilt habe, schließen kann, es liege ein geheimnißvoller Schleier über meine Geburt ausgebreitet.

„Dann miethete der Herr Marcel das Zimmer für mich, das ich noch jetzt bewohne, und ich ward Student. Was nun das wachsame Auge über mein Betragen und meinen Lebenswandel anbelangt, so habe ich mich hierüber nicht zu beklagen, so wenig wie über Geiz in Bezug auf Geldauszahlen; denn ich besitze ein Zauberwort, womit ich ihm über mein Betragen Stillschweigen auferlegen und ihn zum Geldgeben zwingen kann. — Und hiermit endigt die Erzählung von den Leben und Schicksalen Siegfrieds von Ramsfort, Studiosus der Rechte an der Hochschule zu Jena, der den Herren schönen Dank sagt für ihr andächtiges Zuhören, und der entzückt ist, heute der Neugierde Aller, oder vielmehr der Meisten genügt zu haben. Und nun Punktum! Kein Wort mehr! — bibendum est nobis,

et non loquendum,“ und indem er zugleich über den Tisch wegsetzte, mischte er sich in die Reihen der Tanzenden.

Die Augen des Reiters folgten allen Bewegungen Siegfrieds; er sah, wie dieser sich mit der Sorglosigkeit der Jugend dem Vergnügen des Tanzes hingab, — die halbblinden Spieler ein Glas Wein über das andere trinken ließ, und von manchem schönen Munde einen Kuß raubte.

Allmählig fing es zu dämmern an und der graue Schleier hüllte die Erde in seine düsteren Falten. — Die meisten Wagen wurden wieder aus den Scheunen zum Vorschein gebracht und angespannt; jauchzend und vergnügt fuhren die Landleute mit ihren muntern Weibern und gesunden Töchtern nach Hause.

Langsam kam der Mond hinter dem Hügel zum Vorschein und warf ein angenehmes Licht auf das Wirthshaus, den Maibaum und die Tanzenden, deren Anzahl sehr gering geworden war.

„Ad urbem!“ riefen die Studenten, und Carl Blank bestieg den von Siegfried ihm geliehenen Fuchs.

„Ich bleibe noch eine Weile,“ sagte Siegfried.

„Um das Fest durch ein Schäferstündchen mit der schönen Magdalena zu beschließen,“ sagte Strahlhausen, — fortuna magna tibi!“ und er ritt langsam auf seinem schönen Philistergaule davon, den er verge-

bens in Trab zu bringen suchte, der aber bald in einen lächerlichen Galopp einschlug.

Strahlhausen hatte die Wahrheit gesprochen. Die schönen Augen Magdalenens hielten Siegfried zurück, und in der Hoffnung, noch eine Unterredung mit ihr zu haben, war er seinen Genossen nicht gefolgt.

Elftes Kapitel.

Der Unbekannte.

Siegfried stand in Gedanken versunken den Tanzenden zusehend und antwortete mechanisch auf die Fragen, die Gustav von Zeit zu Zeit an ihn richtete.

Der Unbekannte hatte sich den beiden Freunden genähert, und schien sich aus ihrer Nähe nicht entfernen zu können.

„Wenn Du Schulden hättest, Siegfried, würde ich denken, daß dieser Herr ein Manichäer wäre, der den Muth nicht hat, Dich anzureden,“ und Gustav wies auf den unbekannten Reiter hin. „Steht da nicht Clara? ... ja wahrhaftig, die arme Dirne, ich hatte versprochen mit ihr zu tanzen; — Du mit Deinem Hinbrüten machst mich wahrhaftig die schönsten Mädchen vergessen“. — und Gustav Stein eilte auf die Schöne zu, um sie zum Walzer aufzufordern.

Siegfried blieb allein.

Plötzlich fühlte er eine Hand, die leise seine Schulter berührte, und als er sich umsah, stand der unbekannte Reiter vor ihm.

„Ich wünschte Sie einen Augenblick allein sprechen zu können," bat er, „möchten Sie mir nach dem Garten folgen."

Verwundert sah Siegfried den Fremden an.

„Ich wüßte nicht, was Sie mir zu sagen haben könnten, was nicht Jeder hören darf!"

„Ich bitte Sie dringend, mir einige Augenblicke Gehör zu geben," wiederholte der Fremde.

„Mit vielem Vergnügen, ich bin bereit zu hören, was Sie mir zu sagen haben."

„Aber nicht hier, wir müssen ungestört sprechen können."

„Ich habe keine Geheimnisse," erwiderte Siegfried, „sprechen Sie also, mein Herr, ich werde Sie anhören."

„Aber wir können jeden Augenblick gestört werden, Ihr Freund kann zurückkommen, und das, was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Sie allein; ich bitte Sie mir zu folgen."

„Wie es Ihnen beliebt; es ist aber nicht meine Gewohnheit, in ein geheimes Gespräch mit einem mir gänzlich unbekannten Herrn einzugehen."

„Ich bin der Baron von Stellenberg, — Valerius von Stellenberg ist mein Name.“

„Valerius von Stellenberg! Den Namen glaube ich öfter gehört zu haben,“ antwortete Siegfried bei sich selber, indem er nachsann; „wenn ich mich nicht irre, war es im Kloster ...“

Die Beiden begaben sich nach dem Garten hinter dem Wirthshause.

Hier herrschte tiefe Stille; das eintönige Rascheln der Blätter, durch die der Nachtwind strich, war das einzige Geräusch, das gehört ward.

Auf einer einfachen Rasenbank nahmen sie Platz; in den Augen des Aeltern glänzte eine Thräne, die von seinen Wangen herabrollte.

„Vielleicht,“ hob Valerius an, „bin ich im Stande, den Schleier zu lüften, der Ihre Geburt bedeckt ... Sie Ihre Eltern kennen zu lernen.“

Gleichgiltig antwortete Siegfried: „Wirklich, Herr Baron, das sollten Sie können?“

Der Ton, in dem er dieses sprach, schien Valerius schmerzlich zu berühren.

„Ich hörte die Erzählung Ihres Schicksals,“ fuhr der Baron mit einer Stimme fort, die vor Rührung zitterte; „Sie werden es vielleicht bemerkt haben, mit welcher Aufmerksamkeit ich jedes Wort, das über Ihre Lippen kam, auffing; vielleicht hielten Sie dieses für Unbescheidenheit, aber es war bloßes Interesse; ...

Mit Aufmerksamkeit hörte ich auf das, was Sie Ihren Freunden erzählten; ich kann Ihnen nicht sagen, was in meinem Innersten vor sich ging, als ich Ihrer Erzählung zuhörte; denn durch dieselbe entdeckte ich, daß Sie Der sind, den ich seit Jahren suche, und den ich jetzt, Gott sei gedankt, gefunden habe! Aber wenn ich mich doch irrte ...“ fügte er hinzu ... „wenn es doch nicht wäre ... aber nein, eine innere Stimme ruft mir zu: Du täuschest Dich nicht!“ — Ihre Augen ... Ihre Züge finde ich in Ihnen wieder. Sollte der Himmel denn endlich Mitleiden und meine Bitte erhört haben, eine Bitte, die ich nun schon lange achtzehn Jahre unausgesetzt zum Höchsten hinaufschickte? ... Sollte im Herbste meines Lebens mich noch ein Strahl von dem Glücke bescheinen, auf das ich so lange gehofft habe?“

Und wieder sah er Siegfried mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an; er streckte seine Hand nach dem Studenten aus; doch schnell sich besinnend, zog er sie wieder zurück.

„Sie scheinen gar wenig Interesse daran zu haben, etwas Ihre Eltern Angehendes zu erfahren,“ fuhr Valerius traurig fort.

„In der That, ich wüßte nicht, warum ich großes Interesse an meinen Eltern haben sollte, denen ich nichts verdanke, als das nackte Leben; Fremde haben mich aufgezogen, niemals habe ich elterliche Pflege, die

Zärtlichkeit von Eltern geschmeckt; meine Eltern haben mich mir selbst und der Obhut Fremder überlassen, und sollte ich dann noch Interesse für die hegen, die deutlich zeigen, daß sie es nicht für mich thun?“

„Aber es hat Ihnen niemals an Etwas gebrochen?“

„O Sie meinen, weil ich alle meine Wünsche und Begierden befriedigen kann, weil ich nur zu befehlen brauche? Ja, man gehorcht diesen, man giebt mir Gold, aber liegt hierin auch nur ein Blick von elterlicher Liebe? Gewiß sind meine Eltern reich, sehr reich, und es mag ihnen wohl kein Opfer sein, mir einige hundert Thaler mehr oder weniger zu schenken; aber kann das Geld das aufwiegen, was ich vermißte und noch vermisse, nämlich die Gewißheit, wer ich bin, für was ich gehalten werde und für was ich mich selbst halten muß, und die Liebe, die innige Zärtlichkeit, die jedes Geschöpf für seine Erzeuger hegt? Fremde machten mich groß, fremde Hände trockneten meine kindlichen Thränen ab, ich hatte Niemand als Fremde, denen ich meine Noth klagen konnte, Fremde und Nichts als fremde Augen sahen meine Freude, meinen Schmerz. Es ist wahr, Mangel ist mir ganz unbekannt; aber dahingegen entbehre ich die zärtlichen Umarmungen meiner Mutter, und den wohlgemeinten Rath eines sorgsamen Vaters ...“ Siegfrieds Augen wurden feucht und seine Stimme zitterte vor Rührung, die sein Herz überwältigte; aber plötzlich aufspringend,

als wolle er sich selbst Gewalt anthun, strich er die dunkeln Locken aus der Stirn, und sprach in einem Tone, der von seiner inneren Bewegung Zeugniß gab: „Ich werde hier wider meinen Willen wehmüthig und meine Augen werden feucht. O über die Thorheit! Soll ich weinen über das Entbehren von Eltern, die vielleicht niemals auch nur eine Thräne um mich vergossen ...“

„O schweigen Sie, Siegfried, schweigen Sie! Wer sagt Ihnen, daß Ihr Vater nie um Sie geweint hat?“ unterbrach ihn Valerius, „o, wenn Sie wüßten, was ich weiß, da würde Ihr Urtheil über Ihre Eltern gewiß minder hart und streng sein!“

„Herr Baron, kennen Sie meine Eltern?“

„Ja ...“

„O! dann sagen Sie mir, ob die Noth sie zwang, so mit mir zu handeln, wie sie gethan haben, ob sie mich lieb haben, ob es keine Gleichgiltigkeit war, die sie zu dem Beschlusse brachte, Fremden meine Erziehung zu überlassen, und mich in Unwissenheit über sich zu halten?“

„Nein, es war keine Gleichgiltigkeit gegen Sie, nein, bei Gott nicht! Ihr Vater hat, an Sie denkend, manche schlaflose Nacht hingebracht; Sie, Siegfried, Sie sind es, an den er jeden Augenblick des Tages denkt, von dem er träumt, wie von dem Liebsten und Theuersten, was für ihn auf dieser Welt ist.“

„Und meine Mutter?“

Valerius schwieg.

„Und meine Mutter?“ wiederholte Valerius; „Sie sprechen blos von meinem Vater zu mir, und kein einziges Wort von meiner Mutter; liebt sie mich denn nicht?“

„Siegfried, noch kann ich Ihre Frage nicht beantworten ... aber sagen Sie mir, um jetzt allein von Ihrem Vater zu sprechen, da Sie überzeugt sein werden, daß er Sie liebt, wie je ein Vater seinen Sohn lieben kann ... Sagen Sie mir, werden Sie ihn denn auch lieb haben? ... werden Sie denn diesem Vater ... diesem Vater ...“ Es war Valerius beinahe unmöglich zu vollenden, und fast unhörbar fügte er hinzu: „diesem Vater die Hand reichen, wie Sie sie mir diesen Augenblick reichen, sie mit der Wärme drücken, mit der ich jetzt die Ihrige drücke ... diesen Vater Ihren Freund nennen und ihm zugethan sein, wie ein Sohn seinem Vater ... werden Sie das, Siegfried?“

„Ja bei Gott, ja!“ stammelte der Student voll Rührung. „Großer Gott! Welche Veränderung haben Ihre Worte in meinem Herzen zuwege gebracht; ... sie haben eine Flamme angefacht da, wo niemals auch nur ein Funken glühte ... Lehren Sie mich meine Eltern kennen ... bringen Sie mich zu denselben, Herr Baron, zu meinem Vater, zu meiner Mutter, damit ich in ihren Armen vergesse, daß ich achtzehn

Jahre ward, ohne jemals Eltern gekannt zu haben, daß ich in ihren Armen die Vergangenheit vergesse — Eltern! — Ein Vater, eine Mutter! Großer Gott, ich werde reicher sein, wie ein König!“

„Dank, Siegfried, haben Sie Dank für diese Gefühle“ — rief Valerius. „Bald sollen Sie sie sehen!“

„Bald ...? Warum nicht jetzt in diesem Augenblicke? ...“

„Nein, das ist unmöglich; morgen werde ich Ihnen Alles näher erklären. Kommen Sie zu mir, Sie finden mich in der „Sonne“ zu Jena, oder wollen Sie, daß ich zu Ihnen kommen soll?“

„Nein, morgen werde ich bei Ihnen sein; aber hören Sie! Schwören Sie mir, daß Sie mich nicht täuschen ... daß Sie keine Hoffnung in meinem Innern rege machen, die niemals erfüllt werden kann, daß ...“

„Stille! Ich höre Geräusch, wir werden belauscht. Ich schwöre Ihnen, Siegfried, daß ich Sie nicht täusche. Leben Sie wohl, auf morgen!“

„Kehren Sie jetzt nach Jena zurück?“

„Ja ...“

„Ich werde Sie begleiten, Herr Baron, lassen Sie uns gehen.“

In diesem Augenblicke dachte Siegfried blos an seine Eltern; Magdalene, die schöne Wirthstochter, ward

von ihm vergessen, die Sehnsucht, seine Eltern zu umarmen, hatte seine Liebe verdrängt, denn die Stimme der Natur spricht lauter, wie die der Liebe.

Wenige Augenblicke nachdem Valerius von Stellenberg und Siegfried den Garten verlassen hatten, kam aus dem Gebüsche ein Mann zum Vorschein und sagte kaum hörbar bei sich selbst: „Ich habe Alles gehört; beeilen wir uns morgen früh bei Zeiten Marcel Nachricht zu geben.“ — Es war Gustav Stein.

Zwölftes Kapitel.

Der Retter.

An einem Kreuzwege nahmen Siegfried und Valerius von einander Abschied. „Morgen werde ich Sie in der Sonne finden, Siegfried, es ist mir unmöglich, Sie nach Jena zu begleiten — also auf morgen!“ — und stark bewegt drückte er die Hand des Studenten.

„Auf morgen, Herr Baron!“

Nochmals ein Händedruck, und Valerius von Stellenberg ritt davon und der Hufschlag seines Pferdes verlor sich alsbald in die Ferne.

Siegfried seinerseits trabte pfeilschnell dahin. Was in seinem Herzen vor sich ging, wird Jeder unserer Leser leicht errathen; glücklicher war er niemals gewesen, als diesen Augenblick, und doch weinte er; aber wenn das Herz von seligen Gefühlen übervoll wird, fühlt es sich, ebenso wie bei bitterm Schmerz

und herber Täuschung, gezwungen, sich durch Thränen Luft zu machen; aber nicht immer sind Thränen die Dollmetscher des Schmerzes und der Seelenleiden.

Die Natur war ringsum still und ruhig, der Mond zeigte sein bleiches Antlitz und spiegelte sich in den Thränen, die von seinen Wangen herabrollten, während der Nachtwind durch die dunkeln Locken saus'te.

Gefühllos war er für Alles, was ihn umgab; er dachte allein und an nichts Anderes, als an die Worte des Baron von Stellenberg, allein an seine Eltern, nicht einmal an Magdalena.

So in wilder Jagd dahin brausend, achtete er weder auf den Weg, noch auf das Pferd, das flüchtig und jung, von der Zerstreutheit seines Reiters Gebrauch zu machen schien, um seinem Vergnügen an losen Sätzen nachzukommen.

Kein Zügel hielt es zurück, wenn das Pferd plötzlich einen Satz voraus machte; kein Sporn verhinderte es, einen gefährlichen Seitensprung zu machen, und wie ganz sich selbst überlassen, trabte es vorwärts.

Plötzlich, war es aus Ausgelassenheit, war es erschrocken über das Rascheln der Blätter, machte das Pferd einen Seitensprung, wodurch, hierauf nicht vorbereitet, der Reiter aus dem Sattel geworfen ward. Der Zügel entglitt seiner Hand, und er stürzte mit

dem Kopfe auf den Boden nieder, während er mit einem Fuße im Steigbügel hängen blieb.

In seinem Falle berührte der eine Sporn das unbändige Pferd, das jetzt wie rasend davon jagte. Der unglückliche Reiter ward jämmerlich fortgeschleift. Fürwahr ein schauerlicher Anblick, wie Siegfried in wilder Flucht dahingeschleift ward, wie sein Kopf gegen die scharfen Steine anflog und sein Gesicht mit Blut bedeckt war; sein Angstschrei scholl schrecklich durch die stille Nacht, vermehrte aber nur, statt ihm Hilfe zu verschaffen, den wilden Lauf des Pferdes.

Noch einige Augenblicke und es wäre um den Jüngling geschehen gewesen — noch einige Augenblicke und die jugendliche Lebenslampe wäre für ewige Zeiten erloschen.

Aber plötzlich ward die wilde Flucht des Pferdes aufgehalten, eine dunkle Gestalt eilte dem Pferde entgegen, griff in die Zügel, und brachte es, nachdem er einige Zeit mit fortgeschleppt war, zum Stehen.

Dann befreite sie den Fuß des Gefallenen aus dem Steigbügel, und Siegfried, einen dankbaren Blick auf seinen Retter werfend, fiel in Ohnmacht. . . .

. . . .

Schmerzhaft öffnete er die Augen; er lag auf seinem Bette, in seinem Zimmer — er hätte glauben können, aus einem bösen Traume zu erwachen, wenn nicht der Verband um den Kopf und der Schmerz in

allen Gliedern ihn von der Wirklichkeit des Geschehenen überzeugt hätte.

Das Zimmer war unvollkommen durch eine einzige Kerze erleuchtet, die so gestellt war, daß ihr Licht dem Kranken nicht beschwerlich fallen konnte.

Mit Mühe richtete Siegfried sich auf und bemerkte, daß er nicht allein war. An dem mit Büchern besetzten Tische saß ein Jüngling, der eifrig las; es war Hugo, der arme Student der Theologie.

Jetzt erinnerte sich Siegfried, wer sein Retter gewesen, der mit Gefahr des eigenen Lebens das seinige gerettet; ja er hatte die Erhaltung seines Lebens dem Jünglinge zu danken, den er unverdienter Maßen gekränkt, gehöhnt und beleidigt hatte, den er so schwer an seiner Ehre verletzt — und dieser war es, der jetzt vor seinem Krankenbette wachte. Da fühlte er, daß er viel weniger sei, als Hugo; er dachte mit Abscheu daran, welchen schnöden Gebrauch er von seiner Kraft und seinem Reichthum gemacht hatte.

Siegfrieds Bewegung war Hugo nicht entgangen. So vorsichtig wie möglich schlich er sich an das Lager, und flüsterte dem Kranken mit seiner zarten, lieblichen Stimme zu: „Verlangst Du irgend etwas?“

„Was machst Du hier, Hugo, hier bei meinem Bette?“

„Still, sprich nicht so laut, Siegfried; meine

Mutter möchte es oben hören, sie weiß nicht, daß ich hier bin. Ich bin hier, um zu wachen.“

„Dir habe ich mein Leben zu danken, Du hast es gerettet; und jetzt bist Du hier ... sage mir, warum darf Deine Mutter nicht wissen, daß Du hier bist?“

Kaum hörbar gab Hugo zur Antwort: „Sie würde es nicht wollen, daß ich Dir meine Nachtruhe opfere.“

„Und warum nicht? Ist es denn nicht ein edles Werk, das Du verrichtest?“ frug Siegfried ... „Böses mit Gutem zu vergelten, seine Feinde lieb zu haben, wie Du gestern sagtest, wohl zu thun denen, die uns hassen, zu segnen, die uns fluchen? Und Deine Mutter, die eine brave, tugendhafte Frau ist, wie wäre es möglich, daß sie diese Handlungsweise nicht billigte?“

„O, sie haßt Dich ...“ antwortete Hugo, „sie ist eine Frau und liebt mich so sehr!“

„Sie mich hassen? ... Ich kenne sie gar nicht, ich erinnere mich nicht, sie jemals gesehen zu haben.“

„Wegen dessen, was gestern vorgefallen ist, haßt sie Dich; sie sah meine Thränen und ich war schwach genug, ihr Alles zu sagen.“

„O ich verdiene ihren Haß, ihren Fluch ... Hugo! Verlasse mich, überlasse mich mir selbst, hasse mich! Sieh, jetzt bin ich kraftlos und schwach, jetzt kannst Du Dich an mir rächen, verhöhne mich jetzt, wie ich

Dich verhöhnt habe, räche Dich, mißhandle mich, wie ich Dich gemißhandelt habe; aber sieh mich nicht so gut, so freundlich, so mitleidig an. Hugo, hasse mich, wie Deine Mutter mich haßt!“

„Ich hasse Dich nicht. Was geschehn ist, sei vergessen. Ich thue nichts, als meine Pflicht; ich muß es einmal lehren, daß kein Christ hassen darf, daß er die Rache Dem überlassen muß, der gesagt hat: „Mein ist die Rache!“ und wie sollte diese Lehre durch mich Eingang finden, wenn ich sie nicht durch mein eignes Beispiel bekräftigte?“

„Du bist mehr, größer und besser, als ich,“ rief Siegfried. „Hugo, reiche mir die Hand, schenke mir von diesem Augenblicke an Deine Freundschaft. Willst Du?“

Hugo zauderte.

„Nenne mich Siegfried, Deinen Freund!“

Der schwache Jüngling reichte Siegfried die Hand, das Freundschaftsband war geschlossen; wie dauernd es war, das werden wir später sehen.

„Aber jetzt, da wir Freunde sind,“ sagte Siegfried, „jetzt müssen wir offen, ohne Rückhalt mit einander sprechen. Höre; was ich Dir sagen will, darf Dich nicht beleidigen; ... Du bist arm, wenigstens bedürftig, ... ich bin reich; das muß anders werden, ich will nicht, daß der, den ich meinen Freund nenne, in dürftigen Umständen lebe.“

„O! bedürftig bin ich nicht. Ich gebe Unterricht, und glaube mir, meine Stunden werden gut bezahlt. — Es ist wahr, ich muß meine Mutter unterhalten; aber ich bekomme jährlich hundert Thaler, das hilft viel.“

„Hundert Thaler!“ wiederholte Siegfried lachend, „ein Schatz fürwahr!“

„Und dazu verdient meine Mutter noch etwas durch Handarbeiten; jetzt wohl nicht mehr so viel, wie früher, denn ihr Gesicht fängt an schwach zu werden; aber sie kann doch immer auf dreißig Thaler rechnen.“

„In der Woche?“

„In der Woche? —“ wiederholte Hugo verwundert! — „Nein, im Jahr. ... Es ist nicht viel, ich gebe es zu, und wir haben Mühe, damit auszukommen und die Kosten meiner Studien zu bezahlen; aber wir hoffen auf bessere Zeiten; ich bin bei den Professoren nicht unbeliebt und die schenken mir die Collegiengelder, sonst könnte ich unmöglich bestehen; die werden mir auch einmal zu einer Prädikantenstelle verhelfen und dann hat alle Noth ein Ende. Meine Mutter wird bei mir wohnen können, und dann — o ein Prädikant bekommt ein gutes Jahresgehalt! Namentlich für uns wird es ausreichen, denn wir sind gewohnt, mit Wenigem zufrieden zu sein.“

„Und wie lange wird es noch dauern, bis Du eine Stelle als Prädikant bekommen kannst?“

„Noch ein paar Jahre, vielleicht auch noch etwas länger . . .“

„Und so lange willst Du noch das kümmerliche Leben, das Du jetzt führst, fortsetzen?“

„Dies Leben ist nicht so kümmerlich;“ antwortete Hugo und erröthete; denn obgleich ehrliche Armuth keine Schande ist, so schämt man sich doch darüber.

„Es ist hier kalt, Hugo, warum hast Du nicht einheizen lassen?“

„Der Doctor hat gesagt, daß es nachtheilig für Dich sein würde,“ gab Hugo zur Antwort.

„Und Du leidest Kälte um meinetwillen? Du darfst nicht länger bei mir wachen, als unter Einer Bedingung.“

„Und die ist?“ frug Hugo.

„In jenem Schranke steht Wein; nimm eine Flasche und ein Glas. Ein tüchtiger Zug wird Dich erwärmen.“

„Ich bin nicht gewohnt, Wein zu trinken.“

„Um so eher wird er Dir gut thun.“

Es herrschte einen Augenblick Stille, endlich sagte Siegfried: „Hugo, sobald Deine Mutter aufgewacht sein wird, will ich mit ihr sprechen.“

„Meine Mutter?“

„Sie wird gewiß den Haß nicht länger nachtragen und sich weigern, zu mir zu kommen; wenn ich

nicht an das Lager festgebannt wäre, würde ich mich zu ihr begeben.“

„Ich will jetzt offen zu Dir sprechen, Siegfried. Ich glaube Dich zu durchschauen, Deinen Plan zu begreifen ... Du willst meiner Mutter Geld geben ... Um Gottes willen, Siegfried, thue das nicht, meine Mutter ist eine gute, brave Frau, aber hochherzig. Dein Anerbieten würde sie beleidigen, und ...“

„Sei ruhig, Hugo, dies ist keineswegs mein Plan, ich werde Deine Mutter nicht beleidigen und wäre sie auch die hochherzigste und leicht verletzbarste Frau von der Welt.“

„Genieße jetzt der Ruhe. Der Doctor hat gesagt, daß namentlich Ruhe für Deine Wiederherstellung vor Allem nöthig ist. Sobald es Tag geworden sein wird, will ich meine Mutter rufen. Jetzt darfst Du nicht mehr sprechen, denn Du hast Ruhe nöthig.“

Er schob hierauf die kostbaren Vorhänge vor dem Bette zusammen und nahm am Tische Platz, wo er seine Arbeiten fortsetzte.

Unabgewandt hielt Siegfried, durch eine Oeffnung der Vorhänge, seine Blicke auf Hugo gewandt. Er sah, wie dieser andächtig in einigen Papieren blätterte, die vor ihm lagen, wie er leise den Inhalt derselben zu überlesen schien, und allmählig in große Aufregung gerieth, je mehr er das Lesen fortsetzte.

Endlich richtete er sich auf; seine Augen fingen

an zu strahlen, ein leises Roth färbte seine Wangen, und bald wies er mit der Rechten himmelwärts, bald legte er dieselbe auf die Brust und murmelte einige unverständliche Worte.

„Hugo!“ rief Siegfried. „Sag' mir um des Himmels willen, was liesest Du da, das Dich so in Entzücken bringt?“

Beschämt darüber, belauscht worden zu sein, wußte der blöde Jüngling nicht, was er antworten sollte, und sprach etwas vor sich hin, das er eben so wenig selbst wie Siegfried verstand.

„Sprich!“ sagte dieser, „Freunde dürfen kein Geheimniß vor einander haben; beichte mir ohne Rückhalt. Welch ein Gesang von Homerus, Virgilius, Ovidius oder wie die Dichter nur alle heißen mögen, bringt Dich so in Entzücken?“

„O! — es ist nichts ... ein Scherz ... es ist kindisch von mir und hat nichts zu bedeuten. Es ist eine Arbeit, die ich in meinen Mußestunden machte und wohl zwanzig Mal wieder umarbeitete — es hat nichts zu bedeuten.“

„Und wovon handelt Deine Arbeit?“

„In der Hoffnung, daß Du es Niemandem sagen willst, denn man würde mich ausspotten und das würde mir leid thun, will ich es Dir bekennen, daß es der Entwurf meiner ersten Pred ... meiner ersten Rede ist, die ich einmal halten will, wenn ich Prädi-

kant geworden sein werde — es ist meine Lieblingsarbeit. O! wenn ich damit beschäftigt bin, dann bin ich so glücklich, dann male ich mir eine so selige Zukunft aus, dann glaube ich mich selbst schon auf einer Kanzel zu sehen, in einer kleinen, hübschen Dorfkirche, umringt von einer Gemeinde aus Landleuten, die andächtig meinen Worten zuhören — deren Glauben, Hoffnung und Vertrauen ich stärke, einer Gemeinde, die mich lieb hat, deren Freund ich bin ... Sage mir, ist eine solche Zukunft nicht selig, nicht himmlisch?“

Aber wie konnte Siegfried, der Jüngling, der an glänzende Feste, an lärmende Vergnügungen gewöhnt war, eine so ruhige Zukunft, wie Hugo sie sich schuf, schön und selig nennen! — „Nun, so laß mich die erste Predigt einmal hören, mich deucht, daß sie, wenn Du sie ausgearbeitet hast, nicht anders als schön sein kann.“

„O! es ist blos eine Skizze, die noch vieler Ausarbeitung bedarf und dazu ...“

„Nun?“

„Ich weiß nicht, ob Du die Rede auch hören magst ...“ sagte Hugo zögernd.

„Und warum nicht?“

„Du bist Katholik!“

„Das verhindert nicht, das Gute zu hören, so sehr der Pater Gerard mir auch verboten hat, jemals andere Predigten zu hören, als die der katholischen

Priester. Aber Pater Gerard ist jetzt nicht hier, und ich bin überzeugt, daß Du nichts Anderes lehren wirst, als was schön, edel und gut ist.“

Der Wein, ein Trank, der dem armen Jüngling so ungewohnt war, hatte ihm Muth gegeben und er fing an seine Rede vorzulesen.

Die Rede hatte zum Vorwurf die Worte: „Liebet Euren Nächsten gleich wie Euch selbst,“ ein Vorwurf, der es doppelt werth war, von dem behandelt zu werden, der es klar bewiesen hatte, was es auf sich hat, seinen Nächsten gleich sich selbst zu lieben.

Im Anfang zitterte seine Stimme; aber allmählig erlangte dieselbe mehr Festigkeit, und endlich stieg seine Begeisterung, hingerissen durch den Gegenstand, auf das Höchste.

Es war nicht mehr der blöde, furchtsame Jüngling, der eine von ihm verfertigte Rede las, es war, als ob ein Engel Gottes auf die Erde niedergestiegen wäre, der, vom Geiste des Höchsten beseelt, Worte des Glaubens und der Liebe predigte, so klar, so überredend, so hinreißend war der Ton, in welchem er jedes Wort aussprach, so fromm das Aufschlagen seiner Augen, so passend und ehrerbietig jede seiner Bewegungen. Und als er geendigt hatte, die Begeisterung verflogen, und er wieder der schwache Knabe geworden war, da wagte er verstohlen einen Blick auf Siegfried zu werfen, und sah, wie dieser sich, Thränen in den Augen, in

seinem Bette halb aufgerichtet hatte und den Redner mit Bewunderung und Ehrerbietung zugleich anblickte.

„Hugo," rief er, „Hugo! Als ich Dich mißhandelte, habe ich einen Heiligen geschändet; noch einmal, sei mein Freund, lehre mich so denken, wie Du denkst, so fühlen, wie Du fühlst. Noch niemals haben die Worte irgend Jemandes solchen Eindruck auf mich gemacht, wie die Deinigen ..."

Inzwischen war der Tag angebrochen und die ersten Strahlen der Morgensonne drangen durch die schweren Vorhänge des eleganten Schlafzimmers.

In dem obern Stock hörte man Geräusch.

„Meine Mutter ist erwacht," sagte Hugo.

„Dann beeile Dich, sie zu bitten, zu mir zu kommen; aber bitte sie erst um Vergebung für mich, wegen dessen, was ich Dir angethan.

„Und willst Du mir jetzt noch einen Dienst erweisen, Hugo," fuhr Siegfried fort, „dann gehe nach der „Sonne" und verlange den Baron von Stellenberg zu sprechen; erzähle ihm, was gestern Abend vorgefallen, und bitte ihn, zu mir zu kommen, da es mir unmöglich ist auszugehen. Ich möchte, daß diese Botschaft durch eine vertraute Person ausgerichtet würde, und in wen kann ich mehr Vertrauen setzen, als in einen Freund?"

Es dauerte nicht lange, nachdem Hugo sich ent-

fernt hatte, als eine schon bejahrte Frau in das Zimmer des Studenten trat.

Ihre Gestalt war lang und mager, und ihr Gesicht trug alle Zeichen von Krankheit und Leiden; ein schwarzes Kleid, das durch die Länge der Zeit einen röthlichen Schimmer angenommen hatte, umschloß ihre dürre Gestalt, aber nichts destoweniger hatte ihr Gang etwas Stolzes, ihr bleiches Gesicht etwas Edles.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so empfange, Madame," sprach Siegfried, sich im Bette anfrichtend, „der Unfall, der mich gestern betroffen und aus dem ich durch Ihren werthen Sohn mit so viel Selbstaufopferung gerettet worden bin, verhindert mich, dieses auf eine andere Weise zu thun."

„O machen Sie keine Entschuldigungen, mein Herr, ich bin nur eine arme Frau;" antwortete Hugo's Mutter, „es kommt mir nur vor, als wollte man mich verspotten, wenn man gegen mich Entschuldigungen vorbringt."

„Warum sollte ich eine achtungswerthe Frau und eine Mutter verspotten wollen, eine Mutter, deren Sohne ich die Erhaltung meines Lebens zu danken habe? Es ist wahr, ich habe mich niederträchtig gegen Ihren Sohn betragen; aber er hat mir vergeben; diese Nacht habe ich ihn kennen lernen, als ... als einen Jüngling, dessen Freundschaft mir fehlte, um wahrhaft glücklich zu sein."

„Würden Sie auch so gesprochen haben, wenn er Ihnen das Leben nicht gerettet hätte?“ frug die Witwe etwas bitter.

„Vielleicht nicht, Madame; denn dann würde ich wohl nicht Gelegenheit gehabt haben, ihn kennen zu lernen. Ich nenne nicht leicht Jemanden meinen Freund, ehe ich ihn recht habe kennen lernen; es giebt Viele, die ich gern bei mir sehe, mit denen ich gern ein Glas Wein trinke, denen ich mit meiner Börse zu Diensten stehe; aber das sind nicht meine Freunde ... Hugo ist der Einzige, den ich meinen Freund nenne.

„Das Unglück, Madame, bringt uns zuweilen auf bessere Gedanken. Als ich diese Nacht schlaflos vor Schmerz auf meinem Bette lag, warf ich einen Blick auf mein Leben; bis hierher war dasselbe nichts als ein Taumel wilder Vergnügungen, ich versäumte meine Studien, den Zweck, wegen dessen ich mich auf der Universität befand, um oft thörigten Zerstreuungen nachzugehen. Ich will diese Lebensweise aufgeben, wenigstens muß eine große Veränderung darin statt finden.

„Ich habe meiner Meinung nach einen guten Plan entworfen, Madame, und Sie können mir in der Ausführung desselben behilflich sein.“

Verwundert blickte die Witwe den Studenten an.

„Madame,“ fuhr er fort, „ich bin so unglücklich, elternlos zu sein, ich bin eine Waise ... Ganz mir

selbst überlassen, habe ich Niemandem zu gehorchen, es giebt Niemanden, der mir Rath ertheilt ... ich folge jeder augenblicklichen Eingebung, jeder Laune oder Grille, wie eigenthümlich dieselbe auch sein mag. Ich besitze hierzu ansehnliche Summen und doch bin ich nicht glücklich; ich vermisse so zu sagen eine Heimath; ich möchte gern Menschen finden, die ein wahres Interesse für mich hegen, die sich wahrhaft freuen, wenn es mir gut geht, die traurig sind, wenn ich es bin und meinen Schmerz mit mir theilen. Madame, wenn Sie wollen, können Sie mir dies Alles geben, dieses Alles, was ich jetzt vermisse und dessen Mangel ich jetzt erst recht fühle."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Hugo's Mutter, „wie sollte ich Ihnen dies Alles geben können?"

„Lassen Sie mich Ihnen meinen Plan mittheilen, Madame. Vor Allem sei Hugo fortan mein Freund ... und nehmen auch Sie sich der Waise an, die Niemanden auf dieser weiten Welt hat. Sehen Sie zukünftig diese Wohnung wie die Ihrige an, sie ist geräumig genug, um mich, Sie und Ihren Sohn zu fassen; speisen Sie an meinem Tische. Uebernehmen Sie die Aufsicht über unsern kleinen Haushalt, aber unter der Bedingung, daß Sie niemals das thun, was von Dienstboten verrichtet werden kann. O Madame, willigen Sie ein in dieses Gesuch ... in diese

Bitte. An dem freundlichen, geselligen Heerde sollen mir dann die langen Winterabende, die ich jetzt mit Spielen und Trinken hinbringe, weniger lang vorkommen, ich werde häusliches Glück, häusliche Ordnung kennen lernen. Hugo soll mich in den Wissenschaften, in denen ich noch allzuweit zurück bin, unterrichten, und Ihr und Ihres Sohnes Vorbild soll mich zu einem bessern Menschen machen, als ich bisher war. Ich habe ein reichliches Einkommen, doppelt hinlänglich, um die Kosten unseres Haushaltes zu bestreiten, und Sie sollen mir helfen, um mit dem, was wir übrig behalten, wohl zu thun.“

Das Gesicht drr Witwe klärte sich deutlich auf, als sie diese Worte hörte. Die glückliche Veränderung in ihrem Schicksal, die ihr bevorstand, lachte sie freundlich an, aber nicht so sehr um ihrer selbst willen, als wegen ihres Sohnes, der um für den Unterhalt ihrer Beiden zu sorgen, sich einer Arbeit unterzog, die seine Kräfte weit überstieg. Jetzt sollten ihre Bekümmernisse ein Ende nehmen, und sie und Hugo eine Welt schmecken, die sie seit dem Tode ihres Gatten nicht mehr gekannt hatte.

„Sie wollen, Madame?“ frug Siegfried.

„Ihr Vorschlag kommt mir so unerwartet, so ... und wann beabsichtigen Sie denselben in Ausführung zu bringen?“

„Sogleich, noch heute, Madame! Ich habe

häusliches Glück so lange vermißt, daß ich mich beeile, dasselbe zu genießen und die verlorne Zeit wieder einzuholen ... Nicht wahr, Madame, Sie wollen also gleich damit anfangen, sich um die Einrichtung unsers kleinen Haushalts zu bekümmern? ... In diesem Portefeuille werden Sie das Nöthige finden, um das Unentbehrliche anzukaufen."

In den Augen der Witwe glänzte eine Thräne, als sie, wie zum Zeichen ihrer Einwilligung, dem Studenten die Hand reichte. Die zarte Weise, auf welche dieser ihrer traurigen Lage eine so günstige Wendung gab, hatte sie tief gerührt.

Ein lautes Jauchzen und schwere Fußtritte kündigten die Ankunft neuer Besucher an; mit Gewalt ward die Thür aufgerissen und Carl Blank, Strahlhausen, der Junker von Raden und Gustav Stein traten ein.

„Wie geht's, Siegfried?" erscholl es aus Aller Munde, „wie geht's zum Teufel? Ganz Jena ist voll von dem Unglücke, das Dich betroffen hat, Einige sagten schon, Du seist todt. Erzähle uns doch, was vorgefallen ist?"

„Sage mir vor Allem, wer das Weib war, die sich bei unserer Ankunft davon schlich?" frug von Raden.

„Ich glaube nicht verpflichtet zu sein, Dir Re-

chenschaft abzulegen von den Besuchen, die ich empfange,“ antwortete Hugo ärgerlich.

„O!“ riefen die Andern; „man muß nicht nach den Namen der Damen fragen, die man in einem tête-à-tête mit einem Studenten antrifft.“

„Ich kann eben nicht sagen, daß es eine beauté war,“ sagte Einer.

„Aber doch immer schöner, als die Witwe aus der Langenstraße,“ entgegnete ein Anderer, einen vielbedeutenden Blick auf Gustav Stein werfend.

„Es war Hugo's Mutter, die Mutter jenes Studenten der Theologie,“ sprach dieser bei sich selbst; „was könnte die hier zu thun gehabt haben?“

„Nun erzähle uns etwas von Deinem Unfall,“ riefen Alle, und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und Hugo trat ein.

„Komm her, Hugo!“ sagte Siegfried zu dem Studenten, der verlegen auf der Thürschwelle stehen blieb; „sei so gut, Carl, und stehe auf, Du hast Hugo's Platz eingenommen.“

Verwundert sahen die vier Studenten einander an.

„Er ist doch nicht Dein Retter?“ frug Gustav.

„Das ist er,“ antwortete Siegfried, „er hat mein Leben mit Gefahr des eigenen gerettet, und das beweis't, daß ich log, daß ich niederträchtig log, als ich ihn vorgestern der Feigheit beschuldigte.“

„Ha! So? das ist eine edle That!“ sagte der Junker von Raden, „so etwas würde ich von ihm nicht erwartet haben.“

„Ich finde es herrlich, verflucht herrlich!“ rief Carl Blank; „und wenn ich Geld hätte, oder Wein auf Pump kriegen könnte, da wollte ich ein Fest geben und Hugo sollte König des Festes sein; aber was einmal nicht geht, geht nicht. — Reich mir die Hand, Hugo! Ich war einer der Ersten, die Dich beleidigten, und das war verteufelt gemein; komm her, vergessen und vergeben muß es sein, und der Erste, der es wagt, Dir irgend wieder zu nahe zu treten, der bekommt es mit mir zu thun,“ und mit roher Gutmüthigkeit schüttelte er Hugo's Hand, der diesen Händedruck wohlmeinend beantwortete, denn seine reine Seele kannte keine Rache.

„Aber zum Teufel, Siegfried, bist Du fromm geworden?“ rief Strahlhausen. „Ich lese da etwas, was wie eine Predigt aussieht,“ und er nahm Hugo's Aufsatz und fing an zu lesen.

„Um des Himmels willen,“ rief Siegfried, „das ist etwas, was mir zugehört, meine Arbeit!“

„Hujus docti veri opus!“ rief Strahlhausen, „laß uns doch einmal hören, welches Kunstproduct ...“

„Nein, nein ... das nicht ...“ rief Hugo ... und wollte Strahlhausen das Papier aus der Hand

reißen, doch die Andern hielten ihn zurück und riefen: „audiamus!“

„Gieb Hugo das Papier wieder!“ befahl Siegfried.

„Aber laß uns es doch erst einmal lesen: „Liebet euern Nächsten gleich wie euch selbst!““

„Gieb das Papier Hugo sogleich wieder zurück — oder entferne Dich von hier! Hugo ist mein Freund und ich will nicht, daß er von meinen Bekannten beleidigt werde.“

Dreizehntes Kapitel.

Marcel und Valerius.

Wir wissen bereits, daß Marcel sich in Jena befand und seine Wohnung bei der Witwe eines Goldschmieds in der Langenstraße genommen hatte.

Zwei Zimmer, nebst einem kleinen Kabinet dienten dem Jesuiten zur Wohnung. In dem letztern treffen wir ihn jetzt.

Eine Zeit von achtzehn Jahren hatte wenig, oder fast gar keine Veränderung bei ihm hervorgebracht, als daß seine rothen Haare größtentheils grau geworden und seine Gesichtszüge noch einen schärferen und falscheren Ausdruck angenommen hatten. Sein Anzug bestand in einem weiten Schlafrocke mit Pelz gefüttert, in den er sich, trotz der lieblichen Morgensonne, sorgsam eingewickelt hatte.

Er saß vor einem Tische, über dem verschiedene Papiere gebreitet lagen; — wir machen von unserm Rechte als Romanschreiber Gebrauch, um einen Blick in einige derselben zu werfen.

„Hermannstein, den 18. April 1818.

„Mein Herr!

„Die Gelder, um die Ew. Ehrwürden in Ihrem letzten Briefe geschrieben haben, empfangen Ew. Ehrwürden anliegend zum Gebrauch für den Studenten Siegfried von Ramsfort, über den Ew. Ehrwürden, auf die Bitte meines Gatten, die Aufsicht zu übernehmen die Güte hatten. — Erlauben mir Ew. Ehrwürden Sie an die von meinem Gatten an Sie gerichtete Bitte zu erinnern, indem es vom größten Belang ist, daß Ew. Ehrwürden Alles anwenden, um genannten Jüngling von allen Nachforschungen über seine Eltern abzuhalten. — Lassen Sie es ihm an Nichts fehlen; er ist jung, er mag das Leben genießen, wie es nur immer zu genießen ist. Verschaffen Sie daher dem Unglücklichen diesen Genuß so reichlich, wie möglich. Sobald Ew. Ehrwürden wieder Geld zu diesem Zwecke benöthigt sind, belieben Sie deshalb zu schreiben an Ihre Dienerin

„Mathilde Bertrand.“

Copie eines an Doctor Bertrand auf Hermannstein geschickten Briefes:

„Der Augenblick ist da, das Wagstück zu voll=

führen; anliegend das dazu nöthige Document; ich habe alle mögliche Sorgfalt angewandt; die Handschrift des Herzogs ist unvergleichlich nachgemacht, eben so sein Styl, und ich habe dafür gesorgt, daß solches Papier genommen ist, wie der Herzog zu gebrauchen pflegte. — Jetzt sei es Ihren Bestrebungen überlassen, die ferneren Schritte zum Ziele zu thun; ich erwarte bald das Resultat von Ihnen zu hören, um dann unverweilt zur Ausführung zu schreiten."

Werfen wir nun einen Blick auf eine Schrift von größerem Umfange, die in Zeichen zu Papier gebracht war. Es war die Copie eines Briefes, den Marcel an den Provinzial des Ordens geschrieben hatte und lautete folgendermaßen:

„Siegfried lebt noch immer in der Ungewißheit darüber, wer seine Eltern sind; es ist mir geglückt, einen seiner Freunde zu überreden, alle seine Schritte genau zu beobachten und auf seine Handlungen genau Acht zu geben; es ist Jemand, dem Siegfried alle seine Geheimnisse offenbart. Siegfried verspricht viel, der Hauptzug seines Charakters ist Sorglosigkeit; er ist empfänglich für edle Eindrücke, so daß man aus ihm machen kann, was man eben will. — Wissenschaften, die zur Aufklärung führen, werden von ihm nicht gepflegt, und das ist ein Glück; denn Aufklärung ist zuweilen eine gefährliche Waffe für den Ungeübten, und würde alle unsere Pläne mit ihm zu nichte machen.

Da er nichts Anderem nachjagt, als wilden Vergnügungen, so ist er, sobald ihm Geld fehlt, ganz von uns abhängig, und wenn er einmal gewahr werden wird, daß er durch eigene Kraft nichts vermag, dann wirft er sich ganz und gar in unsere Arme. Die, mit denen er hier umgeht, sind eben so, wie er, so daß ihr Umgang mit ihm uns auf keine Weise nachtheilig ist.

„Sollte es geschehen, daß unsere Bemühungen bei der Herzogin wegen der Wiedereinführung unsers Ordens mißglückten, so glaube ich in Siegfried denjenigen gefunden zu haben, der im vollsten Sinne des Wortes das letzte Mittel genannt werden kann."

Ein kaum hörbares Pochen an die Thür störte Marcel in seiner Arbeit.

„Herein!" rief er, und verbarg zugleich die Papiere in einem geheimen Fache des Schreibtisches.

Gustav Stein trat ein.

Der sonst so trotzige Jüngling blieb in einer ehrerbietigen Stellung an der Thür stehen; Marcel sah ihn flüchtig an und fuhr dann fort zu schreiben, als sei der Student gar nicht zugegen.

Nachdem er eine Weile geschrieben hatte, legte er die Feder nieder, lehnte sich gemächlich in den Lehnstuhl zurück und sagte zu Gustav: „Seid Ihr da? Kommt näher und setzt Euch! Ich war eben im Begriff einmal den Betrag dessen aufzusummiren, was von Zeit

zu Zeit durch mich gezahlt worden ist; — fürwahr, die Summe ist nicht gering!“

„Und doch nehme ich meine Zuflucht wieder zu Ihnen, Herr Marcel! Sie sind der Einzige auf der Welt, bei dem ich das kann, der Einzige, der Interesse für mich hegt, und gegen den ich Verpflichtungen habe; ich hoffe jedoch, daß dies das letzte Mal sein wird.“

„Das habt Ihr mir schon so oft gesagt, Stein. Es scheint, Ihr glaubt, daß meine Geldkiste unerschöpflich ist, oder daß ich beabsichtige, sie zu Eurem Besten ganz zu leeren,“ und Marcel verzog sein Gesicht zu einem häßlichen Lachen.

„In der That, mein Herr Marcel, ich muß bekennen, daß Ihre Güte mich nicht nur beschämt, sondern mich auch mit Dankbarkeit erfüllt, und darum fühle ich mich gedrungen, mich so schnell wie möglich der Verpflichtungen zu entledigen, die ich Ihnen schuldig bin.“

„Ich verstehe nicht recht, was Ihr sagen wollt!“

„Sie haben mir stets mit Geld geholfen, Herr Marcel, und mich dadurch aus mancher Verlegenheit gezogen; Sie liehen mir die Gelder gegen Schuldverschreibungen, ohne Zinsen zu verlangen; aber unter der Bedingung, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit einen treuen Bericht abstatten sollte über das, was sich mit dem Studenten Siegfried von Ramsfort ereignet; — ich glaube dieser Pflicht stets getreu nachgekommen zu

sein. — Es würde mir angenehm sein, Ihnen das Geliehene zurückerstatten zu können, und ...“

„Zurückerstatten?“ frug Marcel verwundert. „Wirklich, Ihr solltet mir das Geliehene zurückerstatten können?“ und wie um Zeit zu gewinnen, um sich zu bedenken, öffnete er ein Fach im Schreibtisch und suchte nach etwas in demselben. „Seht hier“ — fuhr er fort, einige Papiere hervorholend, „seht hier Eure Schuldverschreibungen zum Belauf von ... viertausend, dreihundert und zwanzig Thalern; in der That, Stein, was Ihr mir da eben sagt, freut mich; denn wenn ich jemals Geld habe brauchen können, so ist es jetzt.“

Er legte die Schuldscheine vor dem Studenten hin und sah ihn fragend an.

„In diesem Augenblicke ist es mir jedoch unmöglich, die Verschreibungen einzulösen,“ sprach Gustav verlegen, „wenn Sie jedoch wollen, können Sie mir zu den Mitteln verhelfen, es alsbald zu können.“

„Und diese Mittel sind?“ frug Marcel.

„Ich fühle mich jetzt im Stande, mein Examen als Doctor zu machen; das Studentenleben fängt an mich anzuwidern, ich wünsche demselben ein Ende zu machen und Doctor zu werden. Die Professoren haben mich hierzu schon oft aufgemuntert, ich habe also vor dem Mißlingen keine Furcht; einmal Doctor, ist mein Glück gemacht. Ich bin überall bekannt und, wie ich

glaube, beliebt; — es wird mir also nicht an Praxis fehlen, ich werde viel Geld verdienen und dann ...“

„Dann mich bezahlen,“ fiel Marcel ihm in die Rede; „in der That eine schöne Aussicht! — ich glaubte jetzt schon das Geld zu empfangen.“

„Sie brauchen nichts zu befürchten ...“ sprach Stein, „es hängt von Ihnen selbst ab, Herr Marcel, das Geld so schnell, wie Sie wollen, zurück zu bekommen.“

„Das stimmt wenig mit dem überein, was Ihr so eben sagtet; wenn ich Euch richtig verstanden habe, muß ich warten, bis Ihr Doctor seid.“

„Gewiß! Aber das kann ich werden, wenn ich will; heute noch!“

„So werdet es, was hindert Euch daran?“

„Geld! — Um mein Examen zu machen, brauche ich Geld und das habe ich nicht.“

„Ah! Jetzt begreife ich Euch. Um zu meinem Gelde zu gelangen, muß ich Euch noch mehr geben?“

„Mit fünfhundert Thalern würde mir geholfen sein!“

„Fünfhundert Thaler!“ wiederholte Marcel; „wahrlich keine Kleinigkeit!“

„Fünfhundert Thaler mehr oder weniger zu der Summe, die Sie mir bereits geliehen haben, macht eben nicht sehr viel aus.“

Marcel ging einige Augenblicke durch das Zimmer

auf und nieder und sagte dann: „Ich kann Euch nicht helfen!“ doch fügte er nach einigen Augenblicken hinzu: „Wenigstens jetzt nicht.“

„Aber wann denn?“ frug Gustav ungeduldig.

„Ihr sprecht in einem Tone, als wenn Ihr mein Gläubiger und ich Euer Schuldner wäre, ich weiß nicht, was Euch hierzu Veranlassung giebt.“

„Sie haben Recht, Herr Marcel,“ fuhr Gustav freundlicher fort, „aber wenn ich noch länger Student bleiben soll, habe ich auch Geld nöthig; namentlich da ich beinahe nichts mehr habe.“

„Doch keine fünfhundert Thaler?“

„O nein, der fünfte Theil dieser Summe würde mich in Stand setzen, noch eine Zeitlang zu warten.“

„Ich will eine Verschreibung über diese Summe machen, die Ihr blos zu unterzeichnen braucht; wahrlich ich wage viel, sehr viel mit Euch.“

Marcel setzte sich und schrieb; während er hiermit beschäftigt war, frug er:

„Habt Ihr nichts über Euern Freund, den Student Siegfried mitzutheilen?“

„O ja, etwas nicht Unwichtiges.“

„Sprecht! Was ist vorgefallen?“

„Er war gestern nach dem Maifest geritten.“

„Wer war bei ihm?“

Gustav nannte die Namen der Studenten, die ihn begleitet hatten.

„Und hat er eine Unterredung mit der Magdalena gehabt, von der Ihr mir neulich erzähltet?“

„Nein! Er ward daran durch einen Unbekannten verhindert, der eine geraume Zeit allein mit ihm im Garten eine Unterredung hatte.“

„Und Ihr wißt worüber?“

„Ja, um Ihnen zu dienen, belauschte ich das Gespräch“ — und Gustav theilte Marcel das mit, was unsere Leser bereits wissen. Mit Aufmerksamkeit hörte Marcel den Studenten an und blieb in einer nachsinnenden Stellung.

„Das ist noch nicht Alles,“ fuhr Gustav fort, der darauf eine umständliche Erzählung von dem Unfalle gab, der Siegfried betroffen, und von dem, der sein Retter gewesen war.

„Diese That,“ so schloß er seine Mittheilung, „scheint Hugo sehr in Gunst bei Siegfried gebracht zu haben; denn als wir ihn diesen Morgen besuchten, rühmte er Hugo über die Maaßen. Der Bursche muß ihm eine Predigt, oder so etwas der Art vorgelesen haben, die Siegfried ganz besonders gefallen zu haben scheint.“

„Ist dieser Hugo nicht Student der Theologie?“ frug Marcel, während jeder seiner Züge Unzufriedenheit verrieth.

„Ja, ein armer Schlucker, der die meisten Collegien gratis hört und noch einer jährlichen Zulage

genießt; er muß sehr fleißig studiren, wie man sagt, und nicht ohne Kenntnisse sein, weshalb er bei den Professoren besonders beliebt ist; übrigens ist er ein Schwärmer, der gerade geschickt ist, um einen Jüngling, wie Siegfried, von Grund aus zu verderben."

„Wie meint Ihr das?" frug Marcel.

„Hugo ist ein Schwärmer, der allerlei sonderbare Ideen über Gott und Religion hegt, und dabei eine so glatte Zunge besitzt, daß er einen Jüngling wie Siegfried leicht zu seinen Schwärmereien bekehren kann — um aus dem lustigsten Studenten der ganzen Universität einen ebenso jämmerlichen Kauz zu machen, wie er selbst ist."

„Der Bursche ist Siegfried gefährlich," sprach der Jesuit bei sich selbst; „der Bursche könnte ihm Ideen beibringen, die ganz mit unsern Plänen in Widerstreit sein würden. Ihr würdet mich sehr verpflichten," fuhr er dann laut fort, gegen Gustav gewandt, „wenn Ihr ein wachsames Auge auf diesen Hugo hättet, und mir berichten wolltet, welchen Einfluß seine Bekanntschaft auf Siegfried ausübt."

In diesem Augenblicke zeigte sich das häßliche Gesicht der Goldschmiedswitwe in der Thür, und meldete einen Herrn an, der mit Herrn Marcel zu sprechen wünsche, der sich aber geweigert, seinen Namen zu nennen.

„Ich weiß schon, was der will," sagte Marcel bei

sich selbst und fügte laut hinzu: „Er mag herein kommen! — Ihr habt mich jetzt verstanden, Herr Stein!“ und Gustav entfernte sich, während Valerius von Stellenberg eintrat.

Marcel und Valerius waren einander fremd.

Verwundert blickte Marcel Valerius an. — Sein edles Gesicht, seine vornehme Haltung und vor Allem seine Kleidung, die, ohne Luxus, dennoch Reichthum andeutete, waren die Ursache von Marcels offenbarer Befr mdung.

Der Leser muß wissen, daß Marcel zu Jena das Gewerbe eines Geldverleihers betrieb, um Gelegenheit zu haben, durch das Anleihen von Geld mit Leuten in Verbindung zu treten, deren er sich im Interesse des Ordens würde bedienen können. Als die Witwe Jemanden anmeldete, der seinen Namen zu nennen sich weigerte, glaubte er nicht anders, als daß es eine Person sei, die sich in Geldverlegenheit befände und zu ihm ihre Zuflucht nehme, und daher sagte er bei sich selbst: „Ich weiß schon, was er will,“ und daher auch sein Erstaunen, als er einen Mann vor sich sah, dessen Aeußeres keineswegs anzudeuten schien, daß er Hilfe zu suchen komme.

Der Gruß Valerius war kalt, und er beantwortete den mehr ehrerbietigen Gruß von Marcel, als einen ihm gebührenden Tribut.

„Wenn ich mich nicht irre, sind Sie der Herr Marcel?“ hob Valerius an.

Marcel verneigte sich bejahend.

„Ich heiße von Stellenberg.“

„Baron Valerius von Stellenberg!“ wiederholte Marcel, sich noch einmal verneigend.

„Sie scheinen mich zu kennen, mein Herr.“

„Es ist heute das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Ew. Gnaden zu sehen,“ gab Marcel zur Antwort; „aber ich habe in der letzten Zeit sehr oft Ew. Gnaden Namen nennen hören. Es war bei der Gelegenheit, als man über den Verlust sprach, den Ew. Gnaden durch den Tod Ihrer Gattin erlitten.“

Es war die Wahrheit, daß der ohnlängst stattgehabte Tod von Ida von Falkenrode viel Aufsehen gemacht hatte, weil der Baron von Stellenberg durch denselben in den Besitz eines alle Erwartungen übersteigenden Vermögens gekommen war.

„Der Grund, der mich zu Ihnen führt, Herr Marcel, ist der, von Ihnen einige Nachrichten zu erhalten über einen Studenten, der sich unter dem Namen Siegfried von Ramsfort hier zu Jena aufhält; ich bitte Sie, offen zu sein; thun Sie für Ihre Aufrichtigkeit eine Forderung, welche Sie wollen, ich werde sie nicht zu hoch finden.“

„Sie wissen vielleicht, Herr Baron, welches Geschäft ich treibe: das eines Geldverleihers; ich bringe

mein kleines Vermögen gegen gehörige Interessen unter, um auf diese Weise leben zu können; ich gebe hiermit nur zu erkennen, daß ich nicht reich bin, und daher gern alle Mittel anwende, mein Vermögen zu vergrößern; ich bekenne offen, daß die Aussicht auf eine gute Belohnung mich bereitwillig macht, Ihnen Alles mitzutheilen, was mir von dem Studenten Siegfried von Ramsfort bekannt ist."

„Ich glaube gehört zu haben, daß Sie es sind, der Siegfried mit Geld versieht, und Alles für ihn bezahlt."

„Ja wohl, mein Herr," antwortete Marcel mit einer scheinbaren Harmlosigkeit, ein Gefühl, das er, troß seiner schlauen Gesichtszüge, doch sehr natürlich nachzuahmen verstand; „ja, mein Herr! und ich kann Ew. Gnaden versichern, daß die Gelder, die ich das Jahr über für diesen Studenten ausbezahle, eine ansehnliche Summe ausmachen. Es ist zu beklagen, daß Siegfried bei seiner Jugend schon so verschwenderisch ist."

„Und wer läßt Ihnen das Geld zukommen, um diese Zahlungen zu machen?" frug Valerius.

„Seine Verwandten!" gab Marcel zur Antwort. „Ich erhalte jährlich für meine Bemühung eine billige Entschädigung. Ich brauche Ew. Gnaden nicht zu sagen," fuhr er in demselben harmlosen Tone fort, „daß ich diese Entschädigung doppelt verdiene; denn wahrlich, es ist keine angenehme und bequeme

Sache, der Kassirer eines so wilden Jünglings zu sein, dem der Werth des Geldes ganz und gar unbekannt ist."

„Sie sprachen von Verwandten, Herr Marcel; er hat also keine Eltern?"

„Nein, ich glaube, daß er eine Waise ist."

„Sie wissen das nicht gewiß?"

„Nein!"

„Und wie heißt der, welcher Ihnen die nöthigen Gelder zukommen läßt?"

Marcel schwieg.

„Sie wollen mir den Namen nicht nennen?"

„Ich darf ihn nicht nennen."

„Sprechen Sie, mein Herr, zehn Goldstücke für jeden Buchstaben des Namens, wenn Sie den rechten nennen!"

„Herr Baron," antwortete Marcel mit einfältiger Miene; „ich glaube, daß mit der Geburt Siegfrieds etwas Geheimnißvolles verbunden ist — ich habe wenigstens feierlich geloben müssen, niemals den Namen von demjenigen zu nennen" — und er legte einen besondern Nachdruck auf das Wort demjenigen — „der mir das Geld für Siegfried schickt. — Ich bin ein ehrlicher Mann, der seinem einmal gegebenem Worte getreu bleibt; Ew. Gnaden werden es mir daher nicht übel deuten wollen, wenn ich Ihrem Verlangen nicht willfahren kann; ein Wort ist mir heilig — und darum bitte ich Ew. Gnaden, sich weiter keine Mühe geben zu wollen, um aus mir einen Meineidigen zu machen."

Die Art, wie Marcel diese Worte sprach, machten Valerius irre; sein scharfes Auge ruhte eine Weile unverwandt auf Marcel, dann frug er, den Jesuiten genau beobachtend: „Kennen Sie die regierende Herzogin von Hermannstein?"

„Ich habe mich vor einigen Jahren im Herzogthume Hermannstein aufgehalten, und damals Ihre Hoheit mehrere Male gesehen," gab Marcel, ohne die geringste Bewegung spüren zu lassen, zur Antwort, und harmlos fügte er hinzu: „So viel ich mich erinnere, war sie sehr schön."

Getäuscht, spielte Valerius gedankenlos mit seinem Spazierstocke; dann wiederum Marcel mit Argusaugen betrachtend, nannte er den Namen des Doctor Bertrand.

„Doctor Bertrand?" wiederholte Marcel; „meinen Ew. Gnaden jenen geschickten Arzt, von dessen Gelehrsamkeit und Kenntnissen so viel gesprochen ward, und von dem die öffentlichen Blätter noch vor einigen Jahren so viel Rühmliches verbreiteten??"

„Eben denselben."

„Ich habe ihn verschiedene Male gesprochen zur Zeit meines Aufenthalts im Herzogthume Hermannstein, er war damals Leibarzt des Herzogs, wenn ich nicht irre."

Der Ton, in welchem Marcel sprach, war so natürlich, daß Valerius nicht den geringsten Zweifel mehr hegte, Marcel sei unschuldig. „Sie weigern sich also, den Namen desjenigen zu nennen, von dem Sie das Geld für den Studenten empfangen?"

„Meine Pflicht gebietet es mir," entgegnete Marcel; „es thut mir leid, Ew. Gnaden die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben zu müssen."

Ende des dritten Theils.